Band 951 ● 2,20 DM

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Die Exorzistin

Band 951 ● 2,20 DM

Schweiz Fr 2,20 / Österreich S 18

Frankreich F 10,00 / Italien L 2800 / Niederlande f 2,90 / Spanien P 275





Die Exorzistin

John Sinclair Nr. 951

von Jason Dark

erschienen am 24.09.1996

Titelbild von Koveck

Sinclair Crew

Die Exorzistin

Verwirrt richtete sich Marion Bates auf!

Etwas hatte sie geweckt, hatte sie brutal aus dem Schlaf gerissen, doch Marion konnte sich nicht erinnern, welches Geräusch es gewesen war.

Sie blieb hocken.

Ihr Herz klopfte und pumpte mit jedem Schlag Blut in ihren Kopf, so daß Marion den Eindruck hatte, es würde ihre Schläfe sprengen. Sie lauschte, hörte aber nichts.

Die Augen hielt sie weit offen, doch sie sah kaum etwas. Es war einfach zu finster in ihrem Zimmer, dem neuen Zimmer, einem Zuhause, das nur als Übergang diente, bis für sie ein Platz im Heim gefunden war. Seit einigen Tagen war Marion eine Waise, und der Gedanke an den Tod ihrer Mutter ging ihr nicht aus dem Sinn. Marion hatte sich vorgenommen, in dieser Nacht nicht mehr zu weinen, obwohl die letzten Tage sehr schlimm gewesen waren, doch daran wollte sie nicht mehr denken.

Durch die Nase holte sie Luft. Dabei bewegte sie ihren Kopf, um sich in ihrem neuen Zimmer umsehen zu können. Vor kurzem noch hatte sie geschlafen und von ihrem eigentlichen Zuhause geträumt, aber das war vorbei. Jetzt, nach dem Erwachen, hatte die brutale Wirklichkeit sie zurückgeholt.

Marion blinzelte. Sie konnte das Rundbogenfenster sehen, das viel schmaler war, als das in ihrem ehemaligen Zuhause. Es fehlten noch die Gitter außen, dann wäre die Zelle perfekt gewesen, denn dick genug waren die Mauern des Nonnenklosters, in dem sie zunächst bleiben sollte.

Warum bin ich wach geworden? Sie hatte einen schönen Traum gehabt, der nicht mit ihrer verstorbenen Mutter zu tun gehabt hatte. Es war so schrecklich gewesen, trotz der beiden Männer, die John Sinclair und Suko heißen. Sie hatten sich wirklich um sie gekümmert, aber eine Mutter konnten sie natürlich nicht ersetzen.

Die lag jetzt im Sarg. Und dieser Sarg war in die kalte Graberde hineingelassen worden, wobei Marion als letzten Gruß eine dunkelrote Rose auf den Deckel gelegt hatte.

Nein, diese schlimme Erinnerung war in den letzten Stunden verblaßt, dennoch fürchtete sich Marion, und kalte Schauer rannen ihr über den Rücken.

Wieder mußte sie blinzeln. Das Fenster, vor dem die kalte Nacht lauerte, sah verschwommen aus.

Auch durch das Blinzeln wurde der Ausschnitt nicht klarer, aber erst jetzt kam dem zwölfjährigen Kind der Gedanke, daß es seine Brille abgelegt hatte.

Neben dem einfachen Bett stand ein Nachttisch. Wenn sie nicht alles täuschte, hatte sie die Brille darauf abgelegt. Im Dunkeln tastete sie danach, fand die Brille und setzte sie auf.

Jetzt konnte sie besser sehen. Zwar blieb die Dunkelheit bestehen, aber die Umrisse des Fensters traten schärfer hervor. Nur wußte sie noch immer nicht, weshalb sie erwacht war. Etwas mußte sie schon tief im Unterbewußtsein gewarnt haben.

Andere Mädchen wären vielleicht eingeschlafen und hätten sich zuvor die Decke über den Kopf gezogen, nicht aber Marion Bates. Sie blieb wach, denn sie hatte in der Vergangenheit so viele unglaubliche

Dinge erlebt, daß sie schon jetzt für ihr Leben gezeichnet war. Da brauchte sie nur an ihre geheimnisvolle Stiefschwester Caroline zu denken, die tot gewesen war und trotzdem lebte, nun aber in der Welt der Geister verschwunden war.

Man hatte ihr alles gelassen. Die Schwestern waren gut zu ihr gewesen, sehr freundlich, und sie hatten sich rührend um sie gekümmert. Auch die Uhr klebte noch an ihrem linken Handgelenk fest.

Sie klebte wirklich, denn auf der Haut hatte sich ein dünner Schweißfilm gebildet.

Mitternacht war seit drei Minuten vorbei. Und bei dem Wort Mitternacht fiel ihr der Begriff Geisterstunde ein. In dieser Nacht kamen die Geister aus ihrer Welt hervor, um die Menschen zu besuchen. Ob sich vielleicht, Caroline als Geist auf den Weg gemacht hatte, um ihr etwas mitzuteilen und sie zu beruhigen. Marion wußte es nicht. Sie wollte auch nicht daran denken, daß sich Carolines Stimme möglicherweise aus einer unendlichen Ferne wieder gemeldet hatte.

Es mußte einfach einen anderen Grund gehabt haben. Da Marion ein aufgewecktes und neugieriges Mädchen war - sie hätte dies auch nicht im Kloster abgelegt -, stand sie plötzlich auf, als hätte ihr jemand einen kräftigen Schwung versetzt.

Vor dem Bett blieb sie stehen. Sie trug den wollenen Winterschlafanzug, den zog sie auch nicht aus, als sie zu ihrem Koffer schlich und den Deckel anhob.

Sie hatte das Gepäckstück neben den kleinen Schrank gestellt, in direkter Nähe zu dem kleinen Marienaltar und dem darüber hängenden Kreuz. Vor dem Koffer kniete sie nieder. Ihre Hände wühlten für einen Augenblick in den Sachen herum, und schließlich hatte sie das gefunden, was sie brauchte.

Über die Schlafanzughose streifte sie die blaue Winterjeans. Sie zog auch den dicken, rostfarbenen Pullover an, rückte ihre Brille wieder zurecht und dachte an den gefütterten Anorak, der nicht im Koffer lag, sondern an einem Haken hinter der Tür hing.

Bevor sie den Anorak überstreifte, schlüpfte sie noch in die Stiefel, die ebenfalls gefüttert waren, dann holte sie die Jacke vom Haken und blieb plötzlich mitten im Raum zwischen Bett und Fenster stehen.

Auch in der Dunkelheit wirkte Marion Bates wie eine Person, die über ein Problem grübelte, und das stimmte bei ihr tatsächlich. Das Mädchen fragte sich, warum es aufgestanden war und sich angekleidet hatte.

An einen Grund konnte sie sich beim besten Willen nicht erinnern. Da mußte etwas anderes mit im Spiel gewesen sein. Vielleicht eine innere Stimme, die ihr einen Befehl gegeben hatte, ohne daß sie es

merkte.

Marion war noch ein Kind, aber sie handelte nicht mehr so. Dazu hatte sie in der letzten Zeit einfach zu viel erlebt, und sie war dabei auf eine erschreckende Weise erwachsen geworden. Darüber dachte sie nach, als sie gegen das Fenster mit dem Bleiglas schaute, und sie suchte dabei nach einem Grund.

Konnte er darin liegen, daß sie eine Gefahr gespürt hatte? Ja, etwas, das in ihrer Nähe lauerte, sie aber noch nicht erreicht hatte. Das zwölfjährige Mädchen war durch die Ereignisse sensibilisiert worden. Unbewußt betrachtete sie ihr Leben jetzt mit anderen Augen.

Das Fenster lockte sie. Es wirkte auf sie wie ein verformtes, blasses Auge. Plötzlich konnte sich das Mädchen vorstellen, von etwas aus dem Schlaf gerissen worden zu sein, das nicht hier im Haus seinen Ursprung gehabt hatte, sondern draußen.

Die weitere Umgebung des Klosters kannte sie nicht. Sie wußte nur, daß es dort Wald gab, aber um das Kloster herum breitete sich ein Garten aus, und von hohen Mauern wurde er zwar umfriedet der Bau stammte noch aus alter Zeit -, doch das Tor aus Eisenstäben, die gitterförmig angelegt worden waren, konnte leicht überklettert werden. Von und nach beiden Seiten.

Marion aber war vorsichtig. Sie wartete noch ab. Erst dann zog sie das Fenster nach innen, ließ es an sich vorbeigleiten und atmete wieder die kalte Nachtluft ein.

In diesem Januar meinte es der Winter besonders gut. In den letzten Jahren war es zu warm gewesen. Zwar hatte es auch jetzt nicht geschneit, doch seit einigen Tagen schon hatte der Frost den Boden hart gemacht und die Natur mit einem »Zuckerglanz« überzogen.

Auch der Garten des Klosters, in den das Mädchen hineinschaute, war davon nicht verschont geblieben. Hinzu kam der klare Himmel und der noch volle, aber blaß wirkende Mond. Sein Schein ließ den Klostergarten aussehen wie eine fremde, mit Zuckerguß überpuderte Welt, in der alles erfroren war. Wo die Schneehexe lebte und sich mit Freunden aus blankem Eis vergnügte. Wo eben alles eingefroren war, aber dennoch irgendwie offen lag, denn Marion konnte von ihrem günstig liegenden Fenster aus einen Großteil des Gartens überblicken, in dem sich nichts rührte.

An einigen Stellen, wo es besonders schattig war, sah das Eis grün aus. Das Astwerk der Bäume wiederum wirkte weiß, als hätte jemand Zucker darüber gestreut.

Alles sah so starr aus. Und es war still. Eigentlich hätte diese Stille das Mädchen beruhigen müssen, bei ihr war es nicht der Fall. Je länger sie in den Garten hineinstarrte, um so nervöser wurde sie.

Einmal mußte Marion die Gläser ihrer Brille putzen, weil diese beschlagen war, doch als sie abermals nachschaute, hatte sich nichts

verändert.
Die Schreie paßten überhaupt nicht!
Plötzlich schrak das am Fenster stehende Mädchen zusammen. Es hatte den Eindruck, als wollten die Schreie in ihren Kopf hineinsägen. Zuerst die Stirn durchdringen, dann den gesamten Kopf erfüllen, um irgendwann wieder abzuklingen.
Sie waren so fern gewesen und trotzdem so nah. Marion kam damit nicht zurecht, aber sie begann damit, nachzudenken und sich an die Minuten zuvor zu erinnern.
Vielleicht waren die Schreie schon einmal aufgeklungen. Da waren sie nur vom Unterbewußtsein aufgenommen worden, das sie geweckt und zugleich gewarnt hatte.
Wovor denn?
Marion war erwachsen geworden. Vor einer Woche noch hätte sie sich in ihrem Bett verkrochen, nun aber dachte sie darüber nach, daß die Warnung einen Grund gehabt haben konnte.
Jemand wollte etwas von ihr. Irgendeiner oder irgendeine war ihr auf der Spur. So mußte es sein, es gab für sie keine andere Lösung. Da dachte Marion auf einer Schiene, kein Wunder nach diesen Ereignissen. Sie fühlte sich immer bedroht, auch wenn die Gefahr nicht unmittelbar in ihrer Nähe lauerte.
Sie versuchte, sich wieder an die Schreie zu erinnern. Es waren keine Angstschreie gewesen, sondern welche der Wut, des Zorns. Als wollte jemand aus einem Gefängnis befreit werden.
Gefangen hinter den dicken Mauern eines Klosters. Gab es das? Sie wußte es nicht. Jedenfalls waren die Nonnen immer sehr nett zu ihr gewesen, aber das konnte auch eine Täuschung sein.
Marion befand sich in der Zwickmühle. Sollte sie bleiben oder einfach aus dem Fenster klettern?
Durch die kalte und gläsern wirkende Welt laufen, über das Tor klettern und einfach aus dem Kloster verschwinden?
Wohin dann?
Zu John Sinclair und seinem Freund Suko. Sie fand die beiden Männer toll, denn sie hatten ihr geholfen, ihr den Glauben an die Welt wieder zurückgegeben.
Auf der anderen Seite dachte sie daran, daß die beiden Männer sie nicht aufnehmen konnten. Im Endeffekt würde ihr wohl nur das Heim bleiben. Als ihr dieser Gedanke kam, mußte sie schlucken.
Das Heim!
Eine grauenhafte Vorstellung. Erzieherinnen und Erzieher, die nur Strenge kannten und auf die jungen Menschen überhaupt nicht eingehen konnten. So hatte sie es mal gehört, auch darüber gelesen, und sie hätte nie gedacht, daß es ihr widerfahren konnte.
Dann lieber abhauen. Als Tramperin unterwegs sein. Sich

durchschlagen oder versuchen, hier im Kloster zu bleiben.

Schreie!

Da waren sie wieder.

Bissig und wütend, schrill und quietschend, aber nicht voller Angst, und vielleicht sogar von einem Lachen begleitet. So ein Mittelding zwischen Weinen und Lachen, und das Mädchen am Fenster hatte sie jetzt noch deutlicher gehört.

Es hielt sich zurück und kam sich selbst vor wie ein Teil aus dem vereisten Garten dort unten.

Die letzten Schreie hatten etwas in ihr ausgelöst. Sie wollte auch nicht mehr den Koffer mitnehmen, sie würde hier verschwinden und von unterwegs John Sinclair anrufen, um ihm alles zu erklären. Er würde sie bestimmt verstehen.

Zum Glück hatte sie ihr Erspartes mitnehmen können. Mit den fast zweihundert Pfund würde sie sich für eine Weile über Wasser halten können. Was danach folgte, würde man sehen.

Marion Bates prüfte nach, ob die Handschuhe in den Taschen des Anoraks steckten. Sie waren da und der Schal ebenfalls. Nun begann Marion aus dem Fenster zu klettern. So nett konnten die Nonnen gar nicht sein, als daß sie noch länger hiergeblieben wäre. Und die Schreie hatten bestimmt ihren Grund.

Ihr Zimmer lag unten. Zum Glück. Da konnte sie vom Fenster aus in den Garten springen, auch wenn sie dabei auf der gefrorenen Erde landen würde.

Sie schaute nach unten. Eine freie Fläche war vorhanden. So würde sie nicht in irgendeinem Busch landen, dessen Zweige durch ihr Gewicht lautstark knackten.

Marion Bates stemmte sich ab. Sie fiel in die Tiefe - und landete gut. Zwar etwas hart, aber sie hatte sich nicht verletzt.

Es fing ja gut an. Für einen Moment konnte sie über ihre neue Lage lächeln. Jetzt brauchte sie nur noch zum Tor zu laufen und es zu überklettern. Ein etwas schlechtes Gewissen keimte schon in ihr hoch. Es gehörte sich einfach nicht, so mir nichts dir nichts zu verschwinden. Zudem hatten sich die Nonnen intensiv um sie gekümmert. Wenn sie jetzt einfach fortlief, zeigte das schon eine gewisse Undankbarkeit diesen Frauen gegenüber, die es ja nur gut gemeint hatten und ihr die Übergangsphase so angenehm wie möglich gestalten wollten.

Auf der anderen Seite waren die Schreie. Damit kam das Mädchen nicht zurecht. Es wäre vielleicht anders gewesen, wenn Marion eine normale Vergangenheit gehabt hätte. Das konnte sie nicht bestätigen, denn sie brauchte nur an das Schicksal ihrer Halbschwester und an das der Mutter und letztendlich auch an das des Vaters zu denken, um Schuldgefühle in sich aufzubauen. Da hatte sie sich eingekesselt

gefühlt, umgeben von Feinden, mit deren Existenz sie überhaupt nicht zurechtgekommen war. Daran litt sie noch immer, und jetzt waren die Schreie in der Nacht Gift für ein Leben im ruhigen Fahrwasser.

Marion wollte auch weiterhin vorsichtig sein. Zwar hielt sie sich noch nicht zu lange im Kloster auf, aber sie wußte sehr gut, daß manche der Schwestern in der Nacht nicht schliefen und sich manchmal in der Kapelle aufhielten, wo sie in lange Gebete versunken waren.

So schien es auch jetzt zu sein. Die Kapelle befand sich rechts von ihr. Es war wirklich keine große Kirche, und zur »Größe« paßten auch die Fenster. Ziemlich klein und schmal, beinahe wie Schlitze, die von Marions Standort deutlich zu erkennen waren, denn gelbes, weiches Licht floß aus diesen schmalen Fenstern nach draußen.

Die Schreie waren aus dieser Richtung gekommen!

Immer wieder mußte sie daran denken. Diese Kapelle schien zu einer derartigen Stunde nicht eben ein Hort der Besinnung und der Gebete zu sein. Etwas war dort geschehen. Ob in ihr oder in ihrer Nähe, das konnte ihr egal sein.

Jedenfalls wollte sie den Komplex im Auge behalten, wenn sie das Kloster verließ.

Was sie danach tun würde, das wußte sie noch nicht. Seltsamerweise wollten ihr John Sinclair und Suko nicht aus dem Kopf. Sie kannte keinen anderen Menschen, zu dem sie ein so großes Vertrauen gehabt hätte wie zu diesen beiden.

Marion Bates lief geduckt und querbeet. Vor ihren Lippen kondensierte der Atem, etwas, das normal war, sie aber bei ihrer Halbschwester nicht erlebt hatte. Caroline war jemand gewesen, der einfach nicht zu atmen brauchte. Aber bei ihr war sowieso alles anders gewesen, denn sie war wieder zurück aus dem Reich der Toten auf die Erde gekommen.

Das hatte Marion akzeptiert, darüber wollte sie auch nicht länger nachdenken, und ihre Gedanken wurden von der Wirklichkeit sowieso überdeckt, denn sie hatte den Garten kaum zur Hälfte durchquert, da hörte sie ein Geräusch.

Es war nicht laut und nicht leise. Es hatte gerade noch die Stärke, um gehört zu werden, und das Mädchen kannte es auch. Die Tür der Kapelle mußte an den Angeln geölt werden. Die Schwestern hatten sogar davon gesprochen, aber es immer wieder hinausgeschoben. Und nun knarrte die Tür, als sie geöffnet wurde. In der Stille hörte es sich laut an. So war Marion gewarnt worden.

Sie blieb stehen und duckte sich zugleich. In der Nähe sah sie keine große Deckung, deshalb legte sie sich flach auf den Boden, um nicht so rasch gesehen werden zu können.

Es tat sich etwas an der Tür der Kapelle. Sie wurde auch weiter

geöffnet, der Lichtschein konnte sich ausbreiten, und Marion, die den Kopf angehoben hatte, entdeckte mindestens zwei Personen nahe des Eingangs. Eine davon war eine Schwester, die andere mußte eine zivile Person sein. Es war eine Frau, das sah Marion sehr deutlich. Sie trug ein langes Kleid, und sie fuchtelte mit den Armen herum, als wollte sie die in der Nähe stehende Nonne abwehren. Dann schrie die Frau noch einmal auf. Es war so etwas wie ein schriller Abschiedsruf gewesen, denn die Person drehte sich auf der Stelle um und eilte von der Tür weg.

Für einige Sekunden befürchtete Marion, daß sie in ihre Richtung laufen und sie entdecken würde, obwohl sie auf dem Boden lag. Das aber passierte nicht. Die fremde Person raffte ihren Mantel hoch und eilte quer durch den Garten auf das große Tor in der Mauer zu.

Marion blieb liegen. Trotz der Kälte hatte sie den Eindruck, stark zu schwitzen. Sie hörte auch ihr Herz überlaut pochen, und sie merkte, wie die Furcht durch ihre Glieder kroch.

Auch die andere floh. Zumindest lief sie so schnell, daß es schon wie eine Flucht aussah. Sie schaute dabei weder nach rechts noch nach links. Ihr Ziel war einzig und allein das Tor, und das ließ sie nicht aus den Augen.

Marion lag nicht mehr am Boden. Sie hatte sich jetzt hingekniet, um besser sehen zu können. Dabei stellte sie als erstes fest, daß die Nonne an der Tür davon absah, die Verfolgung aufzunehmen. Sie blieb dort stehen und blickte der Flüchtenden hinterher.

Das Mädchen wünschte sich nichts sehnlicher, als daß sich die Schwester zurückzog. Den Gefallen tat sie ihr nicht. Sie wartete so lange, bis es der Flüchtenden gelungen war, das Tor aufzuziehen. Es ging ganz leicht, denn es war nicht abgeschlossen worden, und Marion registrierte für sich, daß sie ebenfalls bei ihrer Flucht nicht über das Tor zu klettern brauchte.

Solange die Schwester noch in der offenen Kapellentür stand, konnte sie nicht starten. Marion mußte warten, bis sich die Frau zurückgezogen hatte, und das geschah, nachdem die andere Person das Grundstück verlassen hatte.

Marion sah noch die müde Bewegung, mit der die Schwester abwinkte, dann tauchte sie wieder in das Innere der Kapelle ein und drückte auch die Tür zu.

Die Zwölfjährige hatte freie Bahn. Trotz der dicken Kleidung war ihr kalt geworden. Kein Wunder, der Boden war tief gefroren.

Sie nahm den gleichen Weg wie die Fremde. Nur lief sie von einer anderen Seite her auf das Tor zu, das der andere Flüchtling nicht hinter sich geschlossen hatte.

Das eiskalte Eisentor stand sogar so weit offen, daß sich Marion durch den Spalt zwängen konnte und schließlich die dicken

Klostermauern von vorn sah.

Sie atmete auf. Sie hatte gedacht, daß sie von einem Gefühl der Freiheit erfaßt worden wäre, doch das passierte nicht. Obwohl ihr jetzt niemand mehr etwas sagen konnte, sie unter keiner Kontrolle stand, wollte dieses Gefühl nicht aufkommen.

Woran lag das?

Sie überlegte und dachte daran, daß dieser Grund einfach die Fremde gewesen sein mußte, die das Kloster mitten in der Nacht verlassen hatte. Auch die Schreie gellten ihr noch in den Ohren. Das waren für sie keine normalen Schreie gewesen, eher besondere, aber sie konnte keine genauere Erklärung für sich finden.

Für sie war jedenfalls alles glattgegangen, und sie hoffte auch, daß sich die weiteren Dinge ebenfalls in diese gute Richtung entwickeln würden.

Wohin jetzt?

Das Mädchen wartete im Schatten der Mauer und überlegte. Sie hatte sich in den letzten Tagen und Nächten eigentlich einen guten Plan zurechtgelegt. Es war im Prinzip ganz einfach. Sie brauchte nur zur nahen Straße zu laufen und dort weitergehen. Irgendwann würde sie eine Ortschaft erreichen, ein kleines Dorf im Nordwesten von London. Dort konnte man weitersehen. Vielleicht gab es einen Bus, der in die Stadt fuhr, oder sogar einen U-Bahn-Anschluß.

Danach hätte sie sich erkundigen müssen. Zu spät.

Alles wäre gut gewesen, wenn nicht kurz zuvor die fremde Person das Kloster verlassen hätte. Marion überlegte, wie sie die Person einschätzen konnte, aber sie kam zu keiner Lösung. Etwas an ihr störte sie, obwohl sie die Frau nur aus einer bestimmten Entfernung gesehen hatte. Den Grund konnte sie nicht mal nennen, sie gestand sich ein, daß es möglicherweise an den Schreien gelegen hatte.

Ja, das war durchaus drin. Diese Schreie hatten sie sogar im Schlaf erschreckt, und später hatte sie die Rufe überdeutlich gehört.

Jetzt nicht mehr. Sie wurde von einer kalten Stille umgeben. Marion kam sich vor wie in einem riesigen Kühlschrank stehend. Sie wußte auch, daß sie nicht mehr lange auf der Stelle stehenbleiben konnte, es war einfach zu kalt, aber windstill, sonst wäre es erst recht nicht zum Aushalten gewesen.

Noch länger warten?

Nein, sie wollte verschwinden. Wenn die Schwestern ihr Verschwinden entdeckt hatten, wollte sie so weit wie möglich weg sein. Schon in London, wo John Sinclair lebte. Mit ihm konnte sie dann über alles reden, vor allen Dingen über die Schreie und diese seltsame Person, die aus der Kapelle gekommen war…

***

Marion war gegangen.

Einfach weg. Immer der Nase nach, wie man so schön sagte. Der Himmel war fast wolkenfrei, und sie sah hoch über sich das Heer der Sterne und einen Mond, der dabei war, sich zu verkleinern. Die Straße war kaum befahren, es war ja Nacht, und Marion war mutterseelenallein unterwegs, wobei sie als nächstes Ziel eine dunkle Masse anvisierte, in die die Straße zuerst hinein und dann hindurchführte.

Es war ein zusammenhängendes Waldstück. Danach senkte sich die Straße etwas, um durch ein breites Tal zu führen. Marion hätte den Wald umgehen können, aber das wäre ihr zu mühsam gewesen, denn sie wollte auf der Straße bleiben und somit den kürzesten Weg nehmen. Alles andere wäre außerdem eine Stolperei durch die Dunkelheit geworden.

Der Belag war trocken, aber Marion mußte sich vor Eisfallen in acht nehmen, die überall lauern konnten. Der Untergrund war an den Seiten und an schattigen Stellen oftmals glatt, und in der Dunkelheit waren diese Fallen oft spät oder gar nicht zu sehen.

Am und im Wals bewegte sich nichts. Er lag in einer tiefen Starre. Es gab keine einzige Stelle, durch die der Wind gefahren wäre und die erstarrten Zweige geschüttelt hätte. Ein lebloser Fleck, still, alle Geheimnisse für sich behaltend, irgendwie drohend.

Der Wald selbst war ihr nicht fremd, dennoch fürchtete sich Marion jetzt vor ihm. Er stand da, und von ihm strahlte nicht nur eine kalte Dunkelheit ab, sondern auch eine gewisse Drohung. Zumindest empfand Marion sie so. Der Wald selbst schien ihr zu raten, keinen einzigen Schritt näher an ihn heranzukommen.

Noch kältere Finger krochen ihren Rücken hinab. Sie spürte, wie sich in ihrem Körper etwas zusammenzog. Ihr tat niemand etwas, aber das Gefühl einer Gefahr verdichtete sich und ließ sie auch an die geheimnisvolle Frau denken.

Sie hatte das Kloster verlassen. Natürlich hätte sie auch in eine andere Richtung gehen können, doch daran wollte das Mädchen seltsamerweise nicht denken. Es rechnete sogar damit, die dunkle Fremde zu treffen. Vielleicht lauert sie mir auf, überlegte Marion, obwohl ihr das wiederum nicht so logisch erschien, denn es gab keinen Grund. Sie hatten sich bisher noch nie gesehen.

Versteckte sie sich im Wald?

Das konnte sein, aber es gab hierfür keinen Grund.

Und trotzdem blieb die Angst.

Die Dunkelheit war durch den hellen Himmel nicht so schlimm, wie es hätte sein können. Und so entdeckte das einsame Mädchen, als es den Wald erreicht hatte, die zahlreichen Lücken, die sich zwischen den Bäumen auftaten. Das lag zum einen an den doch relativ

schlanken Gewächsen, zum anderen aber auch daran, daß die Bäume ihr Laub verloren hatten und eher wie blanke Stangen wirkten, die sich von einem sehr dunklen Boden abhoben, denn nirgendwo waren irgendwelche Schneeflecken zurückgeblieben.

Ein dunkler Boden, die dunklen Bäume, deren Astwerk sich gen Himmel reckte.

Die Straße führte hindurch.

Nicht immer schnurgerade. Sie durchschnitt eine wirkliche Stille, in der Marion die eigenen Tritte schon überlaut vorkamen, ebenso wie ihr Atem, der stoßweise aus dem Mund drang und ständig kleine Wolken vor den Lippen tanzen ließ.

Sie ging, aber nicht locker. Ihre Bewegungen waren unnatürlich steif. Auch ihren Kopf bewegte sie puppenhaft steif, wenn sie nach rechts oder links schaute.

Zu beiden Seiten sah sie die Galerie der starren Bäume. Die leicht glänzenden Stämme, als wären diese mit einer dünnen Schicht aus Eis überzogen.

Stille.

Gespenstische Ruhe!

Dunkelheit zwischen den Baumstämmen. Schatten, die sich nicht bewegten und eingefroren zu sein schienen.

Bis auf das plötzliche Toben der Vögel!

Marion wußte gar nicht, weshalb die Tiere sich so gestört fühlten. Es mußte aber einen Grund geben, und sie nahm die Schuld nicht auf sich, das stand fest.

Überhaupt wunderte sie sich, daß noch so viele Vögel in ihrer Heimat überwinterten. Die meisten zog es im Herbst nach Süden.

Jetzt tobten die Verbliebenen durch den Wald. Sie hatten auf irgendwelchen Zweigen und Ästen gehockt und waren durch irgend etwas erschreckt worden. Jetzt tobten sie. Ihre Schreie und Rufe hätten Marion normalerweise nicht gestört. In dieser dunklen Nacht aber und auch in dieser Stille hörten sie sich doppelt so laut an und auch gefährlich.

Marion war stehengeblieben. Sie hatte den Kopf in den Nacken gelegt, schaute zum Himmel und auch in den Wald hinein.

Die Vogelschar stob durch das hohe Geäst der Bäume. Die Tiere wollten nicht aufhören zu schreien und zu protestieren, dann kam der Zeitpunkt, als sie gemeinsam wegflogen. Wie einen Schatten sah das Mädchen die Tiere davonfliegen, die sich alle dicht beisammenhielten.

Marion ging nicht mehr weiter. So etwas hatte die noch nie erlebt. Das wollte ihr einfach nicht in den Kopf. Sie gab sich nicht die Schuld an der Panik der Gefiederten, doch genau wußte sie es nicht.

Sie wußte gar nichts. Sie war irgendwie völlig fertig geworden, und sie spürte auch das Zittern in den Knien und die Gänsehaut auf ihrem

Gesicht.
Wieder so ein Phänomen! dachte sie. Schon wieder. Ich ziehe wohl alles an. Das ist ja völlig unnatürlich. Das ist ja der blanke Wahnsinn! Immer passiert etwas, wenn ich in der Nähe bin, und es geschieht anscheinend grundlos, denn ich habe nichts dazugetan, gar nichts.
Marion stöhnte leise auf und wischte mit den Stoffhandschuhen durch ihr kaltes Gesicht.
Wieder war sie allein.
Von den Vögeln hörte und sah sie nichts mehr, aber sie wußte auch, daß die plötzliche Flucht einen Grund gehabt haben mußte. Marion fühlte sich nicht mehr schuldig. Der Grund konnte etwas anderes gewesen sein, etwas, das sich im Wald versteckte.
Sie wartete noch.
Sekundenlang konzentrierte sie sich einfach nur auf den Wald zu beiden Seiten und wartete förmlich darauf, Geräusche zu hören, die nicht dorthin paßten.
Marion Bates wurde nicht enttäuscht. Etwas klang aus dem Wald, und zwar ihr gegenüber.
Ein leises Knacken oder Brechen. Als hätte jemand einen Stock oder einen Ast zerbrochen. So etwas konnte auch durch die Kälte geschehen sein, durch die Spannungen im Holz.
Mit starren Blicken versuchte Marion, die Dunkelheit zu durchdringen. Marion wollte sehen, ob sich etwas zwischen den kahlen Stämmen verbarg oder bewegte.
Ihr Pech oder ihr Glück, denn sie sah nichts.
Dafür hörte sie etwas.
Knisternde und knirschende Geräusche, die entstanden, wenn jemand über gefrorenes Laub ging. Es klang geheimnisvoll in ihren Ohren, und mit angehaltenem Atem wartete Marion ab. Dann mußte sie doch Luft holen. Wie ein kalter Strom breitete sich die Luft in ihren Lungen aus.
Marion Bates wußte, daß sie nicht mehr allein in dieser Umgebung war. Irgend etwas hielt sich in der grauen Dunkelheit des Waldes verborgen, das für sie leider nicht sichtbar war.
Sie konnte nicht länger stehenbleiben. Sie wollte auch nicht zurück, denn nach ihrer Meinung hatte sie bereits die Hälfte des Weges hinter sich gebracht.
Vor ihr führte der Weg in eine Linkskurve. Der Straßenbelag schimmerte auch weiterhin dunkel und glänzte an manchen Stellen, wo sich das Eis gehalten hatte.
Marion hielt sich immer in der Nähe des Straßengrabens, in dem noch Wasser stand, das von einer dicken Eisschicht bedeckt war. Sie schimmerte durch die Lücken des starren Wintergrases.
Marion lief weiter. Schneller als zuvor und unsicherer. Daran trug nicht allein die Kälte die Schuld.

Auch ihr Wissen, daß sich in der Nähe etwas Unheimliches versteckt hielt.

Komischerweise dachte sie wieder an die Frau, die so hastig das Kloster verlassen hatte, und sie erinnerte sich auch an deren Schreie. Nur hatte sie von der Person nichts gesehen, und so konnte sie die Frau nicht direkt beunruhigen.

Die Kurve hatte Marion bis zum Scheitelpunkt durchschritten, ging auch weiterhin am Straßengraben entlang - und blieb plötzlich stehen, weil sie etwas gesehen hatte, das überhaupt nicht in diese Einsamkeit passen wollte.

Vor ihr, direkt am Straßenrand, parkte ein dunkles Auto!

***

Marion Bates ging nicht weiter. Der Schreck hatte sie für einen Moment gelähmt, und so blieb sie stehen, behielt den Wagen aber im Auge, an und in dem sich nichts rührte.

Auch nach genauerem Hinschauen machte er einen verlassenen Eindruck, und Marion wartete ungefähr zwei Minuten ab, bis sie die Kraft gefunden hatte, sich wieder in Bewegung zu setzen und sich dem Fahrzeug zu nähern.

Sie ging mit zögernden Schritten, als müßte sie sich jeden genau überlegen.

Sehr lange konnte der Wagen noch nicht an diesem Ort stehen, denn auf seinen Fenstern lag noch keine weiße Eisschicht. Nur das Dach hatte schon einen grauweißen Schimmer bekommen.

Am Heck des Autos blieb sie stehen. Sie sah dort den Stern und wußte nun, daß es ein dunkler Mercedes war, der in der Kälte stand. Sie konnte durch die Rückscheibe in das Fahrzeug hineinsehen, dessen Inneres zwar von Schatten erfüllt war, aber diese stellten sich nicht als hinderlich heraus.

Das Auto war leer.

Niemand hielt sich dort auf.

Weder saß jemand auf den Vorder- noch auf den Rücksitzen. Es war von seinem Fahrer oder seiner Fahrerin verlassen worden. Zur Sicherheit umrundete das Mädchen den Mercedes, aber auch jetzt entdeckte sie nichts Beunruhigendes.

Nur der Wagen selbst gab ihr Rätsel auf. Warum war er hier abgestellt worden? Für Marion gab es nur eine Lösung: Jemand hatte sein Auto hier verlassen, um in den Wald zu gehen.

Aber um diese Zeit?

Damit kam sie nicht zurecht. Wer ging denn in der Nacht schon durch einen stockfinsteren und verlassenen Wald? So etwas war für sie nicht nachvollziehbar, aber es mußte so sein.

Am besten wäre es für sie gewesen, wenn sie einfach weggelaufen

wäre, aber sie blieb an der rechten Fahrerseite stehen und schaute über die Straße hinweg zum Wald. Marion war sich sicher, daß der Mann in den Wald hineingegangen war. Aber was suchte er dort? Was gab es überhaupt in einem nächtlichen leeren Wald zu sehen?

Nächtlich ja, aber leer?

Sie schluckte und schaute weiter. Nichts bewegte sich zwischen den Bäumen. Selbst die Schatten dort schienen eingefroren zu sein. Es gab niemanden, der laut atmete oder sprach, aber sie hörte das Rascheln und Knacken.

Also schien doch jemand durch den Wald zu laufen.

Lachen drang an ihre Ohren und erschreckte sie zutiefst, denn damit hatte sie nicht gerechnet. Es ging ihr nicht allein nur um das Lachen, sondern auch um die Person, die es ausgestoßen hatte. Das war kein Mann gewesen, sondern eine Frau.

Und Marion hatte das Lachen schon einmal gehört. Zuerst, als sie noch in ihrem Bett gelegen hatte, später dann vor der Tür der Kapelle. Es war also die Frau aus dem Kloster, die sich jetzt im Wald aufhielt und so schrecklich lachte.

Warum tat sie das?

Galt es etwa der Person, die aus dem Auto gestiegen und in den Wald gegangen war?

Eine andere Möglichkeit konnte sich das Mädchen nicht vorstellen, und dieses Lachen klang auch nicht romantisch, wie bei Verliebten.

Es war so scharf gewesen, auch wissend oder triumphierend, als hatte sich die Frau darauf gefreut, eine bestimmte Person zu treffen. Heimlich, nicht beobachtet, und der Gedanke daran, ließ bei Marion die Neugierde hochschießen.

Was treiben die beiden im Wald? Warum dieser geheimnisvolle Treff? War es nur Spaß? Das Lachen hatte darauf hingedeutet. Ja, es hatte Spaß sein können, mußte aber nicht.

Das Lachen wiederholte sich nicht. Dafür nahm das Mädchen andere Geräusche wahr, die es auch leicht identifizieren konnte. Da gab sich niemand Mühe, leise aufzutreten. Jemand ging durch den Wald, fühlte sich unbeobachtet und versuchte nicht, besonders leise zu sein.

Plötzlich war bei dem Mädchen die Kälte. Ein warmer Strom war durch ihren Körper gehuscht. Sie spürte die Spannung, die sie gepackt hielt, und sie kam sich sehr mutig vor, als sie mit raschen Schritten die Straße überquerte und an der gegenüberliegenden Seite zunächst einmal stehenblieb.

Von hier hatte sie einen besseren und direkteren Blick in den Wald, aber es brachte ihr nichts. Die Bäume standen noch zu dicht beisammen, und zwischen ihnen hatte die Finsternis der Nacht ihre dunklen Schleier gewoben.

Der Graben vor ihren Füßen war nicht breit. Marion faßte sich ein

Herz und übersprang ihn. Mit den Füßen zuerst landete sie im gefrorenen Gras.

Sie blieb stehen, aber sie duckte sich, und der Blick ihrer starren Augen glitt hinein in das Gebiet zwischen den Bäumen, das so düster und unheimlich war.

Keine Bewegungen. Selbst die Schatten erschienen am Boden und zwischen den Stämmen festgefroren zu sein.

Das Mädchen ließ sich einige Sekunden Zeit, aber weder die Frau noch ihr Begleiter kehrten zurück.

Dafür hörte sie Stimmen aus dem Wald an ihre Ohren klingen und erhielt auch den Beweis.

Nicht nur die Frau sprach, der Mann ebenfalls. Sie sprachen schnell, redeten heftig aufeinander ein, leider zu leise, als daß Marion etwas hätte verstehen können. So wußte sie nicht, über was sich die beiden unterhielten, aber Freundlichkeiten waren es sicherlich nicht, denn zwischendurch vernahm sie das harte Lachen der Frau aus dem Kloster.

Das Gespräch hatte ihr Neugierde geweckt. Marion Bates dachte in diesem Augenblick nicht darüber nach, ob es gefährlich war, was sie tat, sie wollte nur erfahren, mit wem die Frau da redete.

Und sie wollte die Personen auch aus der Nähe sehen, alles andere konnte man vergessen.

Wer etwas Neues beginnt, sollte es schlau anstellen. Das hatte ihre Mutter einmal gesagt. Marion fielen diese Worte wieder ein, und sie richtete sich danach.

Bevor sie den Wald betrat, hatte sie sich den besten Weg ausgesucht. Ihr Versuch, so leise wie möglich zu sein, war nicht immer erfolgreich. Mal knirschte Holz unter ihren Füßen, mal zerbrach es.

Ein paar Schritte weiter knisterte wieder gefrorenes Laub.

Marion blieb ruhig. Sie wunderte sich über sich selbst, wie wenig aufgeregt sie letztendlich war. Ihr Gesicht zeigte trotz der Kälte eine gewisse Rötung. Sie war plötzlich wahnsinnig aufgeregt, und immer wieder mußte sie schlucken, als säße ein dicker Kloß in ihrem Hals.

Marion schaute in alle Richtungen, und sie erwartete die beiden bald vor sich zu sehen, denn die Stimmen waren jetzt ganz in der Nähe. Marion hörte sie lauter, aber sie achtete nicht darauf, was die beiden sagten. Marion wollte noch näher heran, und sie fühlte sich in dem dichten Wald recht sicher.

Marion hatte sich geduckt. Sie schob sich näher heran, und manchmal schleifte sie bereits mit den Knien über das Laub.

Blitzschnell ließ sie sich fallen.

Ein heller Funke war vor ihr aufgeblitzt. So glaubte sie zumindest, dabei war es nur der Moment gewesen, in dem jemand eine Taschenlampe eingeschaltet hatte.

Und dieser Strahl blieb. Er wanderte wie ein geisterhafter heller Arm durch den Wald, geriet auch in ihre Nähe, und Marion duckte sich noch tiefer.

»Was ist denn los?« hörte sie die Stimme der ihr unbekannten Frau.

»Ach, ich hatte nur den Eindruck gehabt, Geräusche zu hören.«

Wieder lachte die Frau, und es klang schrill. »Glaubst du, daß mich jemand verfolgt hat?«

»Ich glaube gar nichts.«

»Das kann ich mir vorstellen.«

Während des Gesprächs war der Lichtarm nicht mehr weitergewandert, doch nun, als keiner der beiden etwas sagte, nahm er seinen Weg wieder dort auf, wo er abgebrochen war, und er bewegte sich immer näher an die lauschende Marion heran.

Er soll mich nicht treffen! fieberte sie innerlich. Er soll mich nicht treffen.

Er kam, aber er behielt auch seine Höhe bei, als er ihren Standort erreicht hatte. Zum Glück für sie wischte er über sie hinweg. Aus dem linken Augenwinkel nahm das Mädchen wahr, wie der Lichtfinger weiterhin durch den Wald glitt, für Marion aber keine Gefahr mehr bildete. Sie konnte vorläufig aufatmen und öffnete auch die Augen, die sie sicherheitshalber geschlossen hatte. Eine Schutzfunktion, die sie schon seit Jahren kannte.

Es war wieder dunkel geworden, kein Licht störte oder verriet das Liebespaar, und die Frau fragte, begleitet von einem Lachen in der Stimme: »Bist du nun zufrieden, Walt?«

»Nein.«

»Dann kann ich dir auch nicht helfen!«

»Verdammt, ich muß eben vorsichtig sein, das weißt du selbst. Man darf uns nicht zusammen sehen.«

»Ich weiß, Walt, ich weiß.« Die weibliche Stimme klang plötzlich sanft und lockend. »Ich weiß eigentlich alles über dich, mein Freund, aber ich habe den Mund gehalten.«

»Wie schön.«

»Auch wenn du es nicht glaubst, aber es ist mir niemand gefolgt. Und die Nonnen sind froh, wenn sie mich für ein paar Stunden loswerden. Sie wissen, daß sie sich ein faules Ei ins Nest gelegt haben, aber sie können mich nicht mehr loswerden, sosehr sie sich es auch wünschen. Sie geben sich nämlich die Mitschuld an meiner Existenz, und davon kann ich nur profitieren.«

»Ja, schon gut.«

»Da alles geklärt ist, können wir ja nun zum eigentlichen Teil unserer Verabredung kommen.«

»Was meinst du damit?«

»Oh - tu nicht so, als ob du es nicht wüßtest.«

Marion Bates hatte zugehört, aber nur wenig oder gar nichts begriffen. Für sie war wichtig, daß sie sich nicht mehr in einer unmittelbaren Gefahr befand, und dies wiederum sorgte dafür, daß ihre Neugierde wieder größer wurde.

Sie wollte noch näher an die beiden heran und zuschauen, was sie miteinander trieben.

Vorsichtig drückte sich Marion in die Höhe. Und nach ein paar Schritten und Verrenkungen konnte sie plötzlich die beiden Personen erkennen.

Der Mann trug eine Winterjacke, die ihm bis zu den Hüften reichte. Er hatte sie geöffnet. Breitbeinig hielt er sich vor der schlanken, dunkelhaarigen Frau auf, wobei er die Arme angewinkelt und die Hände in die Seiten gestemmt hatte.

»Ich habe dir doch gesagt, daß ich mich irgendwann bei dir melden werde, Walt.«

»Okay, das hast du getan. - Und jetzt?«

Die Frau bewegte sich leichtfüßig auf Walt zu und blieb dicht vor ihm stehen. Dann spielte sie hektisch mit den Aufschlägen seiner Jacke. »Jetzt will ich meine Belohnung…«

Marion hatte alles gehört. Nur konnte sie sich nichts darunter vorstellen. Was war das für eine Belohnung? Geld? Oder was anderes? Sie drehte sich zur Seite und überlegte.

Der Mann mit dem Namen Walt schien mit der Forderung nicht ganz einverstanden gewesen zu sein, denn er mußte plötzlich lachen. »Was ich da höre, ist mir neu, Angelina - ehrlich.«

»Neu?«

»Ja!«

»Nein, Walt, du lügst. Es kann dir nicht neu sein. Etwas Neues kann es zwischen dir und mir nicht geben. Du weißt selbst, daß ich mich euch zur Verfügung gestellt habe. Ihr habt mich ausgenutzt und…«

»Du hast dich auch ausnutzen lassen, verdammt!«

»Irgendwo stimmt das«, gab sie zu und tat nichts, als Walt zwei Schritte zurückging, »aber diese Zeit ist vorbei. Für immer. Jetzt bin ich an der Reihe. Das hier ist keine Party, das hier ist die Abrechnung, Walt, und du bist der erste. Es ist kein Spielchen mehr, das ihr mit mir treiben könnt. Vorbei, Walt, jetzt und für alle Zeiten.«

»Du bist verrückt, Angelina.«

»Nein, das bin ich nicht. Du warst es. Du und deine Freunde, die ihr mich gefunden habt. Aber ich habe euch schon damals gewarnt, daß ich etwas Besonderes bin, und das werde ich dich spüren lassen.«

Walt wollte etwas sagen, die Frau aber ließ ihn nicht mehr dazu kommen, denn blitzschnell griff sie an. Bevor Walt sich versah, wurde er angesprungen. Er kam nicht mehr weg, obwohl er es versuchte, aber er rutschte auf dem feuchten Laub aus und fiel in die Knie.

Marion Bates saß wie festgefroren hinter ihrem Baumstamm und schaute zu. Plötzlich überkam sie eine wilde Angst. Sie wäre am liebsten geflüchtet, aber etwas bannte sie auf der Stelle, und so bekam sie mit, wie der Mann noch von einem Tritt erwischt wurde, der ihn endgültig zu Boden schleuderte.

Er fiel auf den Rücken, rutschte noch ein Stück weiter und prallte dann mit der Schulter gegen einen Baumstumpf. Es mußte ihm wehgetan haben, denn er stöhnte leise.

Das ließ die Frau unbeeindruckt. Sie ging auf ihn zu, hielt den Blick gesenkt, wobei die Haare nach vorn schwangen und den größten Teil des Gesichts bedeckten.

Neben ihm blieb sie stehen.

Walt hatte sich wieder etwas gefangen. Er stöhnte nicht mehr, aber er starrte zu ihr hoch.

Marion konnte sich vorstellen, daß in seinen Augen die Angst lag. Bestimmt durchlitt er die gleichen Gefühle sie wie noch vor knapp einer Woche, als sie urplötzlich in das grausige Geschehen um ihren Vater und die Schwester hineingerissen worden war. Sie empfand plötzlich Mitleid mit ihm, und für einen Moment überlegte sie, ob sie nicht hingehen und versuchen sollte, dem Mann zu helfen.

Das ließ sie sicherheitshalber bleiben, denn eine innere Stimme hielt sie davon ab.

Angelina schaute auf ihn nieder. Dann hob sie einen Fuß an und trat ihm in den Bauch.

»Ah, Mann, nein, nicht…«

»Du hast es nicht anders verdient. Du hattest mit mir deinen Spaß, jetzt werde ich ihn mit dir haben.«

»Und?«

»Du wirst nicht mehr weiterleben, Walt. Ich habe dir versprochen, daß ich mich an dich halten werde, und dieses Versprechen löse ich in dieser Nacht ein.«

Nach diesen Worten beugte sich die Frau vor. Der Mann auf dem Boden ahnte schon, was auf ihn zukommen würde. Er blieb aber liegen und hob bei Hände in einer flehenden Geste an.

Sie ließ ihm keine Chance.

Marion sah, wie sich die Fremde nach vorn warf. Und sie wunderte sich über die Kräfte der Frau.

Der wesentlich stärker aussehende Mann hatte nicht den Hauch einer Chance. Sein lahm wirkender Widerstand wurde durch die heftigen Handbewegungen der anderen kurzerhand hinweggefegt, und plötzlich lag sie auf ihm.

Marion beobachtete weiter. Nur hatte sie sich jetzt schon erhoben, sie stand neben dem Baum. So konnte sie schneller flüchten, wenn es denn sein sollte.

Die Frau lag noch auf dem Männerkörper. Nur blieb sie nicht still liegen. Sie bewegte sich auf ihm, was ebenfalls seinen Grund hatte. Sie wollte sich für ihre Aktionen Bewegungsfreiheit verschaffen, denn plötzlich hob sie die Arme und winkelte sie zugleich an, so daß ihre Ellenbogen wie Waffen wirkten.

Die rammte sie nach unten!

Der Mann röchelte und stöhnte auf, als er von beiden Ellenbogenspitzen erwischt wurde. In dieses Geräusch hinein klang das Lachen der Frau überlaut, die mit dieser Aktion längst noch nicht zufrieden war, denn sie machte weiter, und das unter den beobachtenden Augen eines zwölfjährigen Mädchens.

Die Frau war einfach nicht aufzuhalten. Sie schlug zu. Hart, brutal, rücksichtslos. Immer und immer wieder. Ihre Arme bewegten sich wie die Trommelstöcke eines Drummers, und Marion hielt sich die Augen zu, denn was diese Frau aus dem Kloster tat, war grausam.

Ich will wegrennen. Ich muß wegrennen. Ich kann hier nicht länger zuschauen.

Immer wieder hämmerte sich das Mädchen die Worte ein. Aber sie litt unter dem Zwang, dableiben zu müssen, als hätte ihr jemand einen Befehl erteilt.

Schließlich lag der Mann still. So still und starr, daß Marion befürchtete, er könnte tot sein.

Sie hatte Mühe, sich zurückzuhalten. Um nicht zu schreien, hatte sie den Handballen gegen ihren aufgerissenen Mund gepreßt. Trotz dieses schrecklichen Erlebnisses dachte sie noch irgendwie logisch und kam sich vor wie jemand, der vom Regen in die Traufe geraten war. Der letzte Horror lag knapp eine Woche zurück, nun erlebte sie abermals etwas Schreckliches, das überhaupt nicht in ihr Weltbild hineinpaßte.

Die Frau war fertig. Sie richtete sich langsam auf, und Marion befürchtete aufgrund ihrer Bewegungen, daß sie etwas entdeckt haben könnte, aber das war wohl doch nicht der Fall, denn Angelina drehte sich nicht um. Sie blieb vor dem Mann stehen und schaute auf ihn nieder. Dabei spie sie noch aus und knurrte wie ein Tier.

Marion wartete. Sie wußte, daß sie noch nicht alles erlebt hatte. Plötzlich wollte sie es aber wissen.

Fiebernd wartete sie ab, was die Frau noch unternehmen würde.

Wenn sie den Mann getötet hatte, konnte sie ihn doch nicht einfach hier im Wald liegen lassen. Sie mußte ihn begraben, doch danach sah es nicht aus.

Statt dessen griff die Fremde unter ihren Mantel und holte etwas Schimmerndes hervor. Marion wußte nicht, was Angelina da in der Hand hielt. Erst als sie den Gegenstand fallen ließ, sah das Mädchen, daß sie eine Kugel gehalten hatte, die aber nicht den Boden berührte, weil sie an einer Silberkette hing.

Angelina ließ die Kugel auspendeln und gönnte sich eine Pause. Sie schaute noch immer gegen den Bewegungslosen, steckte dann die freie Hand vor und spreizte die Finger, als die Hand über dem Körper zur Ruhe kam. Im nächsten Augenblick drangen seltsame Worte aus ihrem Mund, die Marion nicht verstand. Sie waren mit einer sehr rauhen Stimme und in einer für sie fremden Sprache gesprochen worden, aber dank ihrer Konzentration war sie in der Lage, einige dieser fremden Begriffe zu behalten.

Sie vernahm Begriffe wie Satanos und Dämonos, und sie verstand auch Worte, die von den Nonnen manchmal in der Kirche gesprochen wurde, beim Gebet.

Also redete diese Person in der lateinischen Sprache, aber betete sie auch? Sie - eine Mörderin?

Das ging Marion nicht aus dem Kopf. Sie erlebte einfach zu viel, und sie war nicht in der Lage, ihre Gedanken in diesen Sekunden ordnen.

Wie lange die Frau gesprochen hatte, konnte Marion nicht sagen, irgendwann aber hörte sie auf.

Zumindest mit dem Reden, mit anderen Dingen machte sie weiter, denn sie hielt nach wie vor die schimmernde Silberkugel in der Hand, und die schwang sie plötzlich über den Körper des Mannes hinweg, nachdem sie an der unteren Hälfte gedreht hatte.

Durch die Pendelbewegungen geriet in der Kugel eine Flüssigkeit in Bewegung, die an den Innenwänden hochstieg und aus den zahlreichen Löchern spritzte. Wie ein kleiner Regenguß fiel die Flüssigkeit auf den starren Körper.

Die Tropfen erwischten den Mann, verteilten sich auf seiner Kleidung und dem Gesicht, das Marion gut erkennen konnte.

Das Wasser netzte die Haut.

Und es gab den Herdplatten-Effekt. Kaum berührten die Tropfen das Gesicht, da zischten sie auf, und auf der Haut entstanden Blasen.

Das war nicht alles.

Da der Mund des Mannes offenstand, geriet das Wasser auch in seinen Rachen, erwischte die Zunge, verteilte sich, und Marion nahm wieder das Zischen wahr.

Sicherlich entstanden auch im Mund einige Blasen, aber dies erregte sie nicht.

Das Kind konnte einfach nicht begreifen, was sich nahe der Lippen abspielte. Dort tanzte plötzlich so etwas wie ein Qualmwolke, eine zitternde Rauchkugel, die stoßartig aus dem Mund quoll.

Währenddessen bewegte sich Angelina wie in Trance. Sie sprach flüsternd und trotzdem rauh ihre seltsamen Gebete, bewegte dabei die Kugel, so daß immer mehr Flüssigkeit durch die Poren nach außen treten konnte, um das Gesicht und den offenen Mund des Mannes zu treffen.

Der Rauch in der Öffnung verdichtete sich nicht mehr. Er bewegte sich plötzlich kreisförmig und drang als langer, zittriger Faden aus dem Mund und stieg in die Höhe.

Marion verfolgte den Rauch. In der Dunkelheit als Hintergrund wirkte er sehr hell, so hell, daß sie darin etwas erkennen konnte, von dem sie aber glaubte, es sich eingebildet zu haben.

Gesichter waren es, Fratzen…

Schrecklich verzerrt. Knochig und trotzdem irgendwie menschlich. Mit weit geöffneten Mäulern und Augen, die wie polierter Stahl oder Silber glänzten.

Marion Bates hielt den Atem an. Sie begriff nicht, was da ablief. Sie wußte auch keine Erklärung.

Sie hörte nur die Stimme dieser Angelina, die weiterhin ihre Beschwörungen sprach, den starren Männerkörper umging und immer wieder das runde Gefäß hin- und herschwenkte, damit die Flüssigkeit in das Gesicht des Mannes spritzte.

Wie es aussah und welches Bild das Innere seines Mundes bot, sah das Mädchen nicht. Dazu war es einfach zu dunkel. Außerdem war es einfach froh darüber.

Marion zog sich zurück.

Sie ging erst langsam und war auf ihre Sicherheit bedacht. Ihr war dabei wahnsinnig kalt geworden, und sie zitterte so stark, daß ihre Zähne aufeinander schlugen.

Dann jagte ihr die Angst wie ein Speer in den Rücken. Plötzlich rannte sie der Straße entgegen. Sie lief so schnell, wie es die Umgebung zuließ, und die Bäume schienen für sie zu tanzenden und trotzdem steifen Lebewesen erwacht worden zu sein, die überall waren und nach ihr griffen. Aber Marion ließ sich nicht stören. Sie rannte weiter, auch wenn die harten Zweige ihr oft genug Schläge versetzten, die nicht nur die Kleidung, sondern auch ihr Gesicht erwischten.

Ein leiser Schrei löste sich von ihren Lippen, als sie den Rand des Waldes erreicht hatte und plötzlich mit dem rechten Fuß wegsackte. Sie war in den Straßengraben getreten, aber Marion befreite sich schnell daraus und war froh, wieder den festen Straßenbelag unter den Füßen zu spüren. Für sie gab es jetzt nur noch eines: Sie wollte weg, weg, einfach weg…

Und dann mußte sie mit jemandem sprechen, den sie als einen Freund ansah.

Mit John Sinclair!

***

Der Morgen war kalt, der Morgen war klar, aber er war auch leicht eingetrübt. Hochnebel nennt man so etwas, und er hielt die

Riesenstadt an der Themse umfangen.
Ein Wetter fürs Büro, wie auch Suko und ich meinten, obwohl wir in den letzten Tagen schon lange genug an den Schreibtischen herumgesessen hatten und von unserem Chef, Sir James, dazu verdonnert worden waren, Spesen aufzulisten und Bericht über vergangene Fälle zu schreiben, die von unserer Sekretärin Glenda Perkins dann in die richtige Form gebracht wurden.
Wir hatten uns entschieden, mit dem Rover zu fahren und kamen seltsamerweise gut durch. Außerdem waren wir ziemlich früh.
Wir trafen zusammen mit Glenda Perkins ein, die uns knapp zulächelte, bevor Suko ihr aus dem gefütterten Wintermantel half. Darunter trug sie ein zweiteiliges braunes Strickkleid mit einem wadenlangen, engen Rock. Die Schlitze an den Seiten lockten überall Männerblicke an. Um den Hals hatte sich Glenda eine Kette aus beigefarbenen Holzperlen gehängt und ihr dunkles Haar zu einer »unordentlichen« Frisur gekämmt.
»Kaffee?« fragte sie.
»Wie immer.« Ich blieb neben ihr stehen, denn Suko hatte schon unser Büro betreten.
»Was ist los mit dir, Glenda? Sauer?«
»Nein.«
»Sondern?«
Glenda hob die Glaskanne an und drehte sich von mir weg, um zur Tür zu gehen, weil sie Wasser holen wollte. »Vielleicht habe ich schlecht geschlafen, Herr Geisterjäger. Soll ja mal vorkommen, nicht wahr?«
»Klar, natürlich. - Keine Feindschaft. War nur eine Frage.«
Wortlos hatte Glenda die Tür hinter sich geschlossen, und ich ging in das gemeinsame Büro, wo Suko sich bereits mit den Berichten über die Fälle beschäftigte, die in der letzten Nacht in London passiert waren. Wir bekamen automatisch die Kopien von der Nachtschicht, denn oft genug hatten wir beim Lesen der Bericht Querverbindungen zu unseren Fällen ziehen können.
»Glenda ist irgendwie sauer«, sagte ich, als ich saß.
»Meinst du?«
»Ja.«
»Und warum?«
»Keine Ahnung.«
Suko schaute von seinen Berichten hoch. »Willst du auch einige haben, John?«
Ich winkte ab. »Später.«
Mein Freund lachte. »Du wirkst nicht gerade auf mich, als könntest du Bäume ausreißen.«
»Doch, aber Schößlinge.«

»Eben.«

Ich blieb beim Thema und meinte: »Sie sagt, sie hätte schlecht geschlafen.«

»Kann mal vorkommen.«

»Stimmt, aber ich habe das Gefühl, daß es etwas anderes ist.«

»Dann frag sie doch.«

Mich begannen Sukos Antworten aufzuregen, weil er so gar kein Interesse zeigte. Möglicherweise war es schon der Beginn des Bürokollers. Es wurde allmählich Zeit, daß wir wieder an die »Front« kamen.

»Ja, das werde ich auch.«

»Sehr gut.« Suko hatte mich die letzte Zeit über beobachtet, und er grinste mich jetzt über den Rand seiner Papiere hinweg an. »He, du bist derjenige, der die miese Laune hat.«

»Ich?«

»Ja. Wer sonst?«

»Na, dann warte mal ab, bis Glenda mit dem Kaffee kommt. Da wirst du was erleben.«

»Wenn das so ist, Durst habe ich auch.« Suko gähnte und schüttelte dann den Kopf. »Eigentlich hätte ich auch im Bett bleiben können«, maulte er. »Aber was tut man? Man hockt sich hier nieder und wartet darauf, daß die Dinge ins Rollen kommen.«

»Welche Dinge?«

»Wenn ich das wüßte. Ich habe gut geschlafen und fühle mich trotzdem kaputt. Komisch.«

»Dann geht es dir wie mir. Nur habe ich noch irgendwelchen Quatsch geträumt.« Ich hob die Schultern und korrigiert mich selbst. »Vielleicht war es auch kein Quatsch, aber der letzte Fall läßt mich einfach nicht los. Ich muß immer wieder an Marion Bates denken und daran, was sie wohl jetzt macht und wo sie steckt.«

»Das weißt du doch.«

»Stimmt. Nur habe ich komischerweise ein schlechtes Gewissen. Du weißt, daß ich auf Träume nur bedingt etwas gebe, obwohl wir beide es schon anders erlebt haben, aber in der vergangenen Nacht habe ich tatsächlich von Marion geträumt.«

»Und was?«

Ich dachte einen Moment nach, um trotzdem keine konkrete Antwort zu geben. »Wenn ich das so genau wüßte. Sie war da, ich sah sie auch immer. Sie schwebte irgendwie vor mir, und sie schaute mich dabei so komisch an, daß ich erschrak.«

»Weshalb?«

»Ich kann es dir nicht sagen. Es kam mir vor, als wollte sie mir eine Botschaft schicken, die ich aber ablehnte und mich nicht weiter um das Kind kümmerte.«

»Kann es dein Gewissen gewesen sein, John, das sich bei dir gemeldet hat?«
»Wenn ja, dann war es ein schlechtes.«
Suko schaute mich scharf an. »Mußt du das haben?«
»Ich weiß nicht.«
»Also zweifelst du?«
»Ja, verdammt, ich zweifle daran. Ich weiß nicht, ob wir alles richtig gemacht haben.«
»Mit Marion Bates?«
»Mit wem sonst?«
Suko hob die Schultern. »Wie dem auch sei, was hättest du oder was hätten wir anders machen sollen?«
»Ja, verdammt, das ist das Problem.« Ich schlug auf den Schreibtisch. »Ich habe ein schlechtes Gewissen, daß wir uns nicht um Marion gekümmert haben.«
»Weil sie unserer Kontrolle entglitten ist?«
»Vielleicht auch, Suko. Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß ich schlecht von ihr geträumt habe. Als wären diese Träume ein Signal für die Zukunft gewesen.«
»Das kann doch sein.«
Ich winkte ab. »Ich weiß nicht, ob ich das unterschreiben soll. Es waren ja Träume, die…«
Glenda stieß die Tür auf. Sie betrat mit dem Tablett unser Büro, und ich stellte fest, daß auf ihm drei Tassen ihre Plätze gefunden hatten. Also wollte sie bei uns bleiben.
Ich stand auf und holte ihr einen Stuhl an den Schreibtisch, auf dem sich Glenda niederließ, nachdem sie das Tablett auf den Schreibtisch gestellt hatte.
Wir nahmen die Tassen entgegen. Ich forschte dabei in ihrem Gesicht, um darin zu lesen, aber Glenda hatte ihren Kopf gesenkt, um den ersten Schluck zu trinken. Sie war mit ihrem Kaffee selbst zufrieden, denn sie nickte, als sie die Tasse abgestellt hatte.
»Du hast schlecht geträumt, John«, sagte sie, nachdem sie die Tasse abgestellt hatte.
»Wieso? Sieht man mir das an?«
»Nein, aber ich habe euch im Vorzimmer sprechen hören.«
»Irgendwo schon«, gab ich zu. »Du kennst ja die Geschichte mit Marion Bates.«
Sie nickte. »Ja, ihr habt davon erzählt. Machst du dir jetzt Vorwürfe deswegen?«
»Nein, nein, nicht direkt, Glenda. Es hat sich eher mein Unterbewußtsein gemeldet.«
»Wie das?«
»Als schlechtes Gewissen.«

Sie war verwundert, als sie fragte: »Habt ihr denn Fehler begangen?«
»Nein!« erwiderte Suko.
Ich sah die Sachlage diesmal differenzierter. »Es ist möglich, daß wir einen Fehler begangen haben.«
»Und welchen, bitte?«
Die Antwort gab ich Glenda nach dem nächsten Schluck, der mir ausgezeichnet schmeckte. »Es kann sein, daß wir uns mehr um das Mädchen hätten kümmern sollen. Marion ist Waise. Sie wird ihre Probleme haben. Und wenn ich die dazurechne, an denen sie noch zu arbeiten hat, sieht es wirklich nicht sehr gut aus, finde ich.«
Glenda Perkins überlegte. »Da kann etwas dran sein, John. Sie ist vom Schicksal gebeutelt worden, aber ihr seid nicht die Menschen, die ein Mädchen wie Marion Bates aufnehmen können. So schlimm es sich auch anhört, aber viele Kinder in der Welt leiden unter dem gleichen Schicksal. Du brauchst nicht mal weit zu fliegen. Denk daran, was im ehemaligen Jugoslawien los ist. Das Grauen.«
»Das weiß ich.«
»Im Verhältnis dazu geht es Marion ja noch gut.«
»Klar, Glenda, das stimmt alles. Aber wir sind nicht auf dem Balkan, sondern hier in England, wo kein Krieg herrscht. Das kann man nicht vergleichen.«
»Deshalb hat sie es auch besser.« Glenda streckte die Beine aus. »Wo befindet sie sich denn jetzt?«
»In einem Kloster.«
»Oh…«
»Bei Nonnen.«
»Wieso das? Kann sie nicht…?«
»Ich weiß, was du sagen willst«, unterbrach ich sie, »aber es muß erst ein Platz in einem Heim für sie gefunden werden. Das ist wohl nicht so einfach, wie wir es uns gedacht haben.«
Glenda hob die Schultern und auch die Hände. »Wo liegt denn das Problem, John? Ich kann mir denken, daß dieses Kloster ein guter Platz für sie ist. Oder?«
»Ja, das schon.«
»Dann würde ich mir keine Gedanken über irgendwelche Fehler machen. Laß das doch.«
»Ich habe sie nicht gesteuert oder herbeigeredet. Sie sind mir einfach so gekommen. Es war eben das berühmte Unterbewußtsein, das sich in der vergangenen Nacht meldete.«
»Und auf das du des öfteren hörst.«
»Natürlich, das weißt du selbst und…«
Da tutete mal wieder das Telefon. Da sich Glenda und ich im Gespräch befanden, hob Suko ab. Er hörte zu, während wir leiser sprachen, aber wir hörten seine Antwort, die doch ziemlich erstaunt

klang. »Ja, dann bringen Sie sie hoch.«

Suko hatte aufgelegt, als ich mich ihm zudrehte: »Wer soll wen hochbringen?«

Der Inspektor lachte und schüttelte den Kopf. »Du hast es doch immer mit deinen Sprichwörtern, John?«

»Na ja, hin und wieder. - Komm zur Sache.«

»Ich bin dabei. Außerdem haben wir noch Zeit. Du kennst doch das Sprichwort, das da heißt: Wenn man vom Teufel spricht…«

»Moment mal!« fiel ich ihm ins Wort. »Du meinst doch nicht etwa Marion Bates damit?«

»Doch, John, genau die meine ich und keine andere. Marion Bates wird von dem Kollegen hochgebracht.«

Es kam selten vor, aber in diesem Fall blieb mir vor Staunen beinahe der Mund offen…

***

Wie sie so einsam, verloren und auch verfroren trotz der dicken Kleidung in unserem Büro stand, die Gläser der Brille beschlagen, da mußte ich einfach zu ihr gehen und sie in den Arm nehmen. Ich merkte, daß sie darauf gewartet hatte, denn sie drückte sich an mich, um anschließend Suko zu begrüßen. Danach stellten wir ihr Glenda Perkins vor, die sie ebenfalls in den Arm nahm und das noch vorhandene Eis der Reserviertheit mit einer Frage brach, auf die Suko und ich nie gekommen wären.

»Soll ich dir einen Kakao kochen?«

»Toll, das wäre gut.«

»Und auch etwas zu essen besorgen?«

»Ja, ich habe Hunger.«

»Okay, Marion, du bekommst beides.«

»Danke.«

Glenda Perkins verschwand, und Marion zog ihren dicken Anorak aus, den ich aufhängte. »Wo kommst du jetzt nur her?« fragte ich sie. »So verfroren und müde.«

»Wieso, John?«

»Du siehst müde aus.« Ich umfaßte ihre Schultern und drückte sie auf den Stuhl, auf dem Glenda gesessen hatte. »Richtig müde, als hättest du die halbe Nacht nicht geschlafen.«

Sie saß und mußte, um mich ansehen zu können, die Augen verdrehen. »Kannst du hellsehen?«

»Nein, aber dein Gesicht sagt mir genug.«

»Ich habe kaum geschlafen. Und der Weg nach London war ziemlich weit, das könnt ihr euch vorstellen. Ich war in den letzten Stunden unterwegs. Dann habe ich noch vor dem Yard gewartet, weil ich ja nicht wußte, ob ihr schon im Büro seid.«

Ich schüttelte den Kopf. »Du machst vielleicht Sachen, Kind! So was…«

»Und das alles nur, um uns zu sehen?« fragte Suko.

Marion nickte.

»Warum denn?«

»Na ja…« Sie tat so, als wollte sie nicht so recht mit der Sprache herausrücken.

»Du bist aus dem Kloster abgehauen«, stellte Suko fest.

»So kann man es sagen.«

»Hat man dich dort geärgert? Hat es dir dort nicht gefallen? Oder was ist der Grund?«

»Von allem etwas«, gab sie zu. »Aber ich mußte da weg. Ich mußte später dann unbedingt zu euch.«

»Weshalb? Sehnsucht? Oder hängt noch etwas mit dem alten Fall zusammen, das dir erst kürzlich eingefallen ist.«

»Nein, das nicht«, sagte sie. »Aber es gibt etwas Neues.«

»Bitte?« Suko hatte gesprochen, aber wir beide staunten sie an. »Etwas Neues? Inwiefern?«

»Deshalb bin ich ja hier. Und ich habe Angst.«

»Hängt es mit dem Kloster zusammen?« wollte ich wissen.

»Auch.«

»Mehr mit den Nonnen?«

»Vielleicht.«

»Okay, Marion«, sagte ich. »Wir werden dir jetzt einen Vorschlag machen. Du bleibst natürlich erst mal hier, damit wir reden können. Wir überlassen es dir, ob du schon jetzt sprechen willst oder erst später, wenn du den Kakao getrunken und etwas gegessen hast. Das ist deine Entscheidung.«

Sie überlegte. »Wann kommt die Frau denn zurück?«

»Es kann nicht mehr lange dauern, bis Glenda hier ist. Sie wird in die Kantine gefahren sein.«

»Dann rede ich jetzt.«

»Okay, einverstanden.«

»So, ich bin wieder da.« Die Tür wurde aufgestoßen, und Glenda kehrte zurück. Sie hatte tatsächlich den Kakao besorgt. Eine Kanne voll, eine große Tasse stand daneben, und als Frühstück gab es frische Hörnchen - oder aufgebackene. Für Butter und Konfitüre war auch gesorgt, und Marions Augen begannen zu strahlen.

»Ihr haltet euch erst mal zurück«, sagte Glenda zu Suko und mir. »Das hier ist was für Frauen.«

»Wir wollten dich nicht stören.«

»Dann überlaß mir deinen Platz.«

»Bitte, bitte…«

Ich stand auf, damit sich Glenda setzen konnte. Sie schenkte den

Kakao ein und lächelte Marion zu.
Das Mädchen nahm die große Tasse. Mit beiden Händen hielt sie das Gefäß fest, und sie schaute uns abwechselnd an. Als sie getrunken hatte, blieb an der Oberlippe ein dunkler Rand zurück. Glenda schnitt mit dem Messer die Hörnchen auf und öffnete auch die Konfitürengläser.
»So, dann wollen wir mal.«
Marion aß mit gutem Appetit. Die Konfitüre legte sie dick auf die Hörnchen, trank hin und wieder einen Schluck Kakao, und wir sahen ihr an, wie sie durchwärmt wurde. Das heiße Getränk tat ihr sichtlich gut, und auch die Augen bekamen wieder den alten Glanz zurück.
Wir ließen sie mit den Fragen in Ruhe, obwohl diese mir auf der Seele brannten.
Was hatte Marion erlebt, daß sie zu uns getrieben wurde? Ich wußte es nicht, konnte es auch nicht raten. Es war alles völlig aus dem Ruder geraten, und ich merkte allmählich, daß ich ungeduldig wurde. Es lag etwas in der Luft, das spürte ich. Die Vorahnung, die mich immer bei einem neuen Fall überkam. Sollte das Grauen oder der Schrecken auch weiterhin an den Füßen des Mädchens kleben? Bestimmt, denn sonst wäre es nicht zu uns gekommen.
Marion Bates hatte wirklich Hunger und Durst gehabt, und Glenda hatte wiederum an alles gedacht und ihr auch Servietten mitgebracht. Sie nahm eine davon und wischte sich damit die Lippen ab.
Danach leerte sie noch den Rest aus der Tasse, wobei es ihr nichts ausmachte, daß ein brauner Streifen auf ihrer Oberlippe zurückblieb.
»Bist du satt?« fragte Glenda.
Das Mädchen nickte. »Ja, ich bin satt. Es hat richtig gutgetan, und ich friere auch nicht mehr.«
»Das ist gut«, sagte Glenda, bevor sie Marion umarmte, die rote Wangen bekommen hatte und einen zufriedenen Eindruck auf uns alle machte. Sicherlich war sie jetzt in der Lage, einen Bericht abzugeben, und wir warteten gespannt darauf, wobei wir mit einer Frage begannen, die ich ihr stellte.
»Du bist also nicht nur zu uns gekommen, um mal kurz einen guten Tag zu wünschen.«
»Nein, John, das bin ich nicht.«
Ich hatte mich so auf die Schreibtischkante gesetzt, daß ich sie anschauen konnte. »Hast du wieder etwas erlebt? Hängt es mit deiner verstorbenen Mutter zusammen?«
»Nein, damit nicht. Es geht aber um eine Frau. Sie stammt aus dem Kloster, und ich glaube nicht, daß sie eine Nonne ist. Vielleicht eine Besucherin.«
»Okay, wir hören zu.«
Das Mädchen vertraute uns voll und ganz. Sie ließ nichts aus. Sie

berichtete in allen Einzelheiten und so bildhaft ihre Erlebnisse, daß wir das Gefühl hatten, die Kälte des Waldes zu spüren, die in die Kleidung des Mädchens gekrochen war.

Sehr genau hörten wir zu, und sie berichtete auch von ihrer Busfahrt nach London, die sie in einem fast leeren und kalten Bus erlebt hatte. Dann war sie noch mit der U-Bahn gefahren und trotz allem ziemlich früh bei uns gewesen.

Jetzt saß Marion da wie ein braves Schulkind. Sie hatte die Hände in den Schoß gelegt. »Nun erwartest du von uns, daß wir dir etwas dazu sagen.«

»Ja, Suko. Deshalb bin ich gekommen. Ich will auch nicht mehr allein in das Kloster zurück. Diese Frau macht mir Angst.«

»Heißt sie Angelina?«

»Das habe ich gehört. Und der Mann heißt Walt, aus dessen Mund dieser Qualm kroch.«

»Hat er nach etwas gerochen?«

»Nein, überhaupt nicht. Er kam auch erst, nachdem das Wasser auf das Gesicht gespritzt ist.«

»Stimmt, das hast du uns gesagt.« Suko schaute mich an. »Was meinst du, John?«

Ich hob die Schultern. Eine Antwort hatte ich nicht parat. Ich wußte beim besten Willen nicht, wie sich die Dinge exakt verhielten. So konnten wir nur folgern und raten. Deshalb sagte ich leise:

»Normales Wasser wird es nicht gewesen sein, denke ich.«

Suko stimmte mir zu.

»Weihwasser«, sagte Glenda.

»Meinst du wirklich?« flüsterte Marion.

Glenda nickte. »Ja, das kann nur Weihwasser gewesen sein, denke ich. Und diese Frau muß so etwas wie eine Exorzistin gewesen sein. Sie hat Dämonen aus dem Leib des Mannes getrieben, den sie zuvor niederschlug. Ich habe Marion gut zugehört und bin deshalb der Meinung, daß sich beide gekannt haben.«

»Stimmt«, gab ich zu, und auch Suko nickte.

Glenda lächelte uns spöttisch an. »Und alles spielt sich in der Nähe eines Klosters ab. Wenn das nicht zu denken gibt.«

»Da hast du recht«, murmelte ich.

»Wie meinst du das?« fragte Marion. »Was ist denn eine Exorzistin?«

»Eine Frau, die besondere Aufgaben übernimmt«, erwiderte ich ausweichend. »Du hast beide Namen gehört. Einmal Angelina, die Frau aus dem Kloster, aber da war noch der Name Walt. Hast du nur ihn gehört oder auch den Nachnamen?«

»Nein, nur den Vornamen.«

»Gut«, sagte ich und fügte hinzu: »Dann müssen wir also nach einem Walt fahnden.«

»Oder selbst hinfahren«, sagte Suko. Sein Lächeln sprach Bände. Er plädierte dafür.

Ich war einverstanden, aber eine Frage stellte sich trotzdem: Was machten wir mit dem Kind?

Marion schien meine Gedanken erraten zu haben. Vorsichtshalber schüttelte sie den Kopf. »Ich will aber nicht mehr zurück in das Kloster. Ich lasse alles da. Meinen Koffer, meine Sachen und so weiter. Ich habe Angst vor dieser Frau. Die ist sogar aus der Kapelle gekommen, aber ich glaube nicht, daß sie eine Nonne ist.«

»Kennst du denn alle Schwestern im Kloster?« fragte ich sie.

»Nein, nicht alle, aber die sehen anders aus.«

»Inwiefern?«

Beinahe vorwurfsvoll und böse schaute mich das Mädchen an. »Kennst du denn keine Nonnen, John?«

»Nur wenige, wenn ich ehrlich bin.«

»Das habe ich mir gedacht. Viele Nonnen sind ja schon älter. Und die jüngere Frau lief auch nicht in der Kluft herum.«

»Tracht!« korrigierte Glenda.

»Ist doch egal. Jedenfalls trug sie einen dunklen Mantel, unter dem sie auch das Gefäß versteckt hatte. Das war alles komisch, am schlimmsten war mir, als ich die Geister aus dem Mund fahren sah.« Sie bekam eine Gänsehaut und große Augen. »Das hat erst so ausgesehen, als würde sich Schaum vor den Lippen bilden, dann aber ist alles anders geworden. Ehrlich, alles wurde anders.«

Suko stellte eine Frage. »Kannst du uns denn die Stelle beschreiben, wo das alles geschehen ist?«

»Ja, da steht auch der Wagen des Mannes.«

»Welche Marke?«

»Mercedes. Den kenne sogar ich«, erklärte sie stolz.

»Gut, wir werden ihn finden, falls er nicht abgeholt sein sollte.«

»Wer soll ihn denn weggefahren haben?«

Ich hob die Schultern. »Weiß man es? Vielleicht die Frau mit dem Weihwasser!«

»Nein«, flüsterte sie. »Nein, das kann ich mir nicht vorstellen. Ist ja auch egal. Ich erkläre euch noch mal, wie ihr dorthin gelangt.« Sie blickte in die Höhe. »Oder soll ich es euch aufzeichnen?«

»Nicht nötig«, gab ich lächelnd zurück. »Du bist bestimmt so gut, daß wir es auch nach deinen Beschreibungen finden.«

Danach stellte das Mädchen noch einmal fest, daß es auf keinen Fall wieder zurück ins Kloster wollte. Wenn, dann würde sie ins Heim, aber auch nicht gern. Plötzlich fing Marion an zu weinen. Ich wußte nicht so recht, wie ich sie trösten sollte, deshalb überließ ich es Glenda. Frauen können das eben besser als Männer.

Sie nahm sie in den Arm und erklärte uns, daß sie auf Marion

achtgeben würde. »Zumindest heute. Ich werde auch Sir James einweihen und nehme das Mädchen am Abend zu mir nach Hause.«

»Danke, Glenda, das ist vernünftig.«

»Was tut man nicht alles für seine Vorgesetzten?« fügte sie etwas spöttisch hinzu.

Ich drückte ihr einen Kuß auf die Stirn. »Dafür lieben wir dich auch, Glenda.«

»Soll ich jetzt danke sagen?«

»Nein, du brauchst nicht mal rot zu werden.«

Ich hatte ihre Schwachstelle erwischt. »Raus, ihr beiden! Aber schnell, sonst werde ich zur Furie…«

***

An einer Tankstelle irgendwo an der Londoner Peripherie stoppten wir zum erstenmal. Während der Sprit in den Tank lief, sprach ich mit dem Besitzer des Ladens, einem knochigen Mann, den ich davon abgehalten hatte, sich weiterhin mit einem Auto zu beschäftigen, das er wohl gerade reparierte.

Er war über die Abwechslung wohl froh, jedenfalls lächelte er und sagte: »Zum Kloster wollen Sie?«

»Ja, kennen Sie es?«

Er winkte ab. »Kennen ist zuviel gesagt. Es ist das einzige weit und breit. Außerdem werde ich des öfteren danach gefragt, wenn die Betschwestern Besuch bekommen.« Er legte seinen öligen Lappen zur Seite. »Aber leben möchte ich dort nicht. Erstens die Einsamkeit, und zweitens sind mir da zu viele Nonnen.«

»Waren Sie schon mal dort?«

»Nicht drin. Ich kenne es nur von außen. Das hat mir eigentlich gereicht. Ich bin kein Mensch, der sich gern von dicken Wänden und Mauern umschließen läßt.«

»Stimmt. Wer hat das schon gern?« Ich sah, daß Suko in das schuppenartige Haus ging, um zu zahlen. Eine Frage stellte ich dem Tankwart noch. »Es gibt nur die eine Straße, die zum Kloster führt?«

»So ist es.«

Mir fiel noch eine Frage ein. »Kennen Sie zufällig einen Mann mit dem Namen Walt?«

»Walt? Wie Walter?«

»Möglich.«

»Da kenne ich zwei. Einer ist ein Kollege, der andere ist der Bruder meiner Frau.«

»Von denen fährt aber keiner einen Mercedes.«

»Wo denken Sie hin! Wer kann das schon? Wir sind nicht reich, wir schlagen uns so durch.«

»Danke, war nur eine Frage.«

Ich ging wieder zum Rover zurück, und der Tankwart kümmerte sich um seine Reparatur. »Willst du den Rest fahren?«

Suko nickte. »Ja, du kannst schlafen.«

»Würde ich gerne.«

Wir stiegen ein, fuhren an, und Suko wollte wissen, was ich erfahren hatte.

»So gut wie nichts. Wir müssen auf der einen Straße bleiben, dann ist alles okay.«

Über dem Land lag ein perlgrauer Himmel, hinter dem sich die Sonne verborgen hielt. Es war nach wie vor kalt. Hier lagen die Temperaturen sogar leicht unter dem Gefrierpunkt, im Gegensatz zur Stadt, wo es immer wärmer war.

Ländlich, sittlich und erstarrt. So kam uns das Land vor. Da bewegte sich nichts. Die Kälte schien alles gefressen zu haben, und an den nicht wettergeschützten Seiten hatten die Bäume ihre Schicht aus Rauhreif noch nicht verloren. Deshalb wirkten sie auf mich wie verkleidet.

Die Straße war trocken. Später, wenn wir durch den Wald fuhren, würde das anders aussehen, das kannten wir aus Erfahrung. Da gab es genügend nasse Flecken, die auch tagsüber den nächtlichen Eisfilm nicht verloren hatten.

Suko saß entspannt hinter dem Lenkrad. »Was sagst du, Alter, steht der Wagen noch da, oder nicht?«

»Wer sollte ihn weggefahren haben?«

»Keine Ahnung.«

»Doch, ich kenne dich. Du hast dir schon etwas ausgedacht.«

»Vielleicht diese Angelina, die Exorzistin. Sie scheint mir mit besonderen Gaben gesegnet zu sein.«

Ich nickte. »Durchaus möglich. Außerdem würde sie, falls sie eine Exorzistin ist, im Kloster einen idealen Unterschlupf finden. Es kommt immer darauf an, wie die Nonnen eingestellt sind. Wenn sie progressiv sind, würde unsere Freundin Schwierigkeiten bekommen. Sind sie aber ihren Traditionen verpflichtet, sehen die Dinge schon ganz anders aus. Dann hätte Angelina im Kloster eine Basis.«

»Gehen wir mal davon aus, daß du recht hast, John.«

»Okay, und was dann?«

»Dann hat sie es geschafft, einen Besessenen, sage ich mal, in den Wald zu locken.«

»Stimmt.«

»Gibt dir das nicht zu denken?«

Ich dachte nach und überlegte, worauf Suko hinauswollte.

»Meinst du etwa, daß sie möglicherweise Kontakt mit diesen Menschen gehabt hat?«

»Sehr gut. Und weiter?«

»Sie kann eine Abtrünnige sein.«
»Auch.«
»Hör auf, Suko, wir verlieren uns hier in Spekulationen. Später kommt alles ganz anders, und dann schauen wir dumm aus der Wäsche. Aber so unrecht hast du möglicherweise nicht.«
»Ich wollte auch nur eine Alternative durchspielen«, erklärte er. »Das ist alles.«
»Und ich hoffe, daß wir diese Frau auch im Kloster finden und man sie vor uns nicht versteckt hält.«
»Du traust den Nonnen nicht?«
Ich hob die Schultern. »Das hat damit nichts zu tun. Ich bin nur vorsichtig, wenn du verstehst, was ich meine. Wichtig ist, daß wir Beweise finden.«
Suko deutete nach vorn. »Die er uns hoffentlich auch liefern wird«, erklärte er und meinte damit den Wald, auf den wir zufuhren. Aus ihm schob sich soeben ein schwerer Tankwagen hervor. Das breite und lange Gefährt mit dem Anhänger rollte sehr langsam weiter, und die eingeschalteten Scheinwerfer sahen aus wie starre Glotzaugen.
Suko fuhr ziemlich dicht am linken Straßenrand, wo bereits der grüne Randstreifen begann. Das Gras war noch hart. Der Frost hatte es fest im Griff.
Wenig später rollten wir hinein in den Schatten. Im Sommer war er sicherlich dichter, aber die Bäume waren kahl, sie standen zudem ziemlich weit auseinander, so daß wir zu beiden Seiten hin oft eine gute Sicht hatten.
Wenn ich mich nicht irrte, mußte das Geschehen auf der linken Seite passiert sein. Dort hatte Marion Bates die beiden beobachtet, und der Wagen hatte in einer Kurve gestanden.
Die tauchte vor uns auf.
Suko hatte sich ebenfalls erinnert. Er fuhr entsprechend langsamer und vergaß auch nicht die leicht vereisten Ränder der Straße. Ein donnerndes Geräusch dröhnte uns entgegen. Es war ein Motorradfahrer, der trotz der Kälte durch den Wald fuhr und völlig vermummt auf seine Maschine saß. Er glitt an uns vorbei und verschwand.
»Hier müßte es eigentlich gewesen sein«, sagte Suko. Er stoppte den Rover, der mit den Rändern auf der linken Seite bereits auf der vereisten Grasfläche am Straßengraben stand.
»Ja«, sagte ich und stöhnte auf. »Leider ist nichts zu sehen. Es gibt keinen Mercedes.« Ich öffnete die Tür und paßte beim Aussteigen auf, nicht in den Straßengraben zu treten. Bevor ich die Tür zudrückte, sprach ich Suko an. »Augenblick, ich schaue mich mal um.«
»Okay.«
Es war widerlich kalt, besonders deshalb, weil ich aus der

angenehmen Wärme des Wagens gestiegen war. Die Welt um mich herum war still, und sie kam mir wegen der Kälte noch ruhiger vor. Es mochte auch daran liegen, daß ich nicht mal das Singen oder Zwitschern eines Vogels hörte.

Ich blieb auf der linken Seite und ging weiter, bis ich das Ende der Kurve erreicht hatte. Eine leere Kurve, an deren Ende ich meine Schritte anhielt und weit nach vorn schaute, wobei ich beide Seiten unter Kontrolle hielt.

Nichts war von einem dunklen Mercedes zu sehen. Das verdächtige Fahrzeug mußte in der Nacht weggefahren worden sein. Gut sah das nicht aus, und ich dachte sofort an den Fahrer, der von Angelina attackiert worden war.

Das war im Wald geschehen. Ungefähr gegenüber der Stelle, wo der Mercedes gestanden hatte, in deren Nähe jetzt auch der Rover parkte.

Als ich zurückkehrte, stieg auch Suko aus. »Ich brauche nur dein Gesicht zu sehen, um Bescheid zu wissen.«

»Sehr schön.«

»Gehen wir jetzt in den Wald?«

Ich grinste. »Wir sollten es tun. Spuren können immer zurückgeblieben sein.«

Der Wald bot uns nicht viel Widerstand. Seine Stellen waren licht genug, um sie durchwandern zu können. Zudem hatten wir uns geteilt und nahmen ein gewisses Gebiet praktisch in die Zange. Leider hatte uns Marion den genauen Ort nicht beschreiben können. Es wäre auch unmöglich gewesen, denn wir sahen nur die froststarren und wie versteinert wirkenden Bäume, nur wenig oder gar kein Unterholz und einen braunen Boden, der eine graue Schicht aus Reif bekommen hatte.

Unter unseren Schuhen knirschte gefrorenes Laub, aber andere Geräusche waren nicht zu hören.

Ich hörte Sukos Ruf. Als ich hochschaute, sah ich sein Winken. »Komm her, John!«

Seine Stimme zerschnitt die Stille. Mit langen Schritten ging ich auf ihn zu. Er ließ mich bis zu einer gewissen Stelle kommen, dann senkte er seinen Arm und deutete zu Boden. Ich verstand die Absicht und ging langsamer.

»Du suchst doch einen gewissen Walt.«

»Du nicht?«

»Doch, aber ich habe ihn gefunden, und er sieht gar nicht gut aus, mein Lieber.«

Noch hatte ich den Mann nicht zu Gesicht bekommen, aber Sukos Stimme klang nicht eben freundlich und locker. Sie ließ das Schlimmste befürchten.

Das sah ich sehr bald, als ich einen Baumstamm umrundet hatte. Der

Körper des Mannes war bekleidet. Er lag auf dem Rücken, aber wichtig waren das Gesicht und die Hände.

Okay, vorhanden waren sie, doch es sah aus, als hätte sie jemand mit einer scharfen Säure traktiert, denn an zahlreichen Stellen war die Haut abgelöst worden. Das rohe Fleisch schimmerte hindurch, aber alles war bereits gefroren.

Ich bückte mich und stellte fest, daß der Mann keine Augen mehr hatte. Natürlich erinnerte ich mich daran, was uns Marion Bates gesagt hatte. Dieser Mann war, als er auf dem Boden lag, bespritzt worden. Das Wasser war aus einer Kugel gedrungen, ähnlich der einer Weihwasserkugel. Ich ging davon aus, daß es sogar Weihwasser oder ein noch stärker wirkendes Mittel gewesen war, das diesen Menschen umgebracht hatte.

Hätte mir oder Suko jemand Weihwasser ins Gesicht gespritzt, es wäre nichts passiert, bei dieser Gestalt aber traf das nicht zu. Ihr war etwas passiert, und zwar etwas Ungeheuerliches und Schlimmes. Diesen Mann hatte das Weihwasser verletzt und möglicherweise sogar getötet.

Es war durchgebrannt bis auf die Knochen. Selbst die Augen gab es nicht mehr. Das Weihwasser oder was immer es gewesen war, mußte sie leergebrannt haben.

Ich kam wieder hoch und sah einen nachdenklichen Suko neben mir stehen. »Sicherlich denkst du das gleiche wie ich, John, aber trotzdem möchte ich fragen, wer dieser Mann gewesen ist. Er sieht aus wie ein Mensch, aber war er noch ein normaler Mensch?«

Ich schüttelte den Kopf. »Wenn wir davon ausgehen, daß ihn das Weihwasser getötet hat, sicherlich nicht. Dann muß er unter dem Einfluß anderer Mächte gestanden haben.«

»Das meine ich auch. Sehr stark sogar. Er stand mehr auf der dämonischen als auf der menschlichen Seite. Diese Angelina hat genau gewußt, was sie tat.«

»Ja, stimmt, Suko, und es wird sicherlich nicht der erste gewesen sein, den sie - na ja - exorziert hat.«

»Das befürchte ich auch. Für mich jedenfalls ist das Kloster noch interessanter geworden. Ich will keine voreiligen Schlüsse ziehen, aber ich kann mir gut vorstellen, daß Angelina bei den Schwestern einen perfekten Schutz gefunden hat.«

Ich wollte noch etwas hinzufügen, aber ein Geräusch lenkte uns ab. Wir schauten automatisch auf die Straße.

Natürlich nahmen uns die Baumstämme die Sicht, aber die Lücken waren trotzdem groß genug, um das Auto zu sehen, das am Rand der Straße geparkt worden war.

Es war ein Kombi, mit einer ziemlich geräumigen Ladefläche. Wahrscheinlich ein Volvo. Aus dem Fahrzeug stiegen vier Nonnen.

Zwei von ihnen blieben am Rand der Straße stehen. Die beiden anderen öffneten die Heckklappe und zerrten dort eine lange Kiste hervor, die auch gut ein Sarg sein konnte.
»Sie holen ihn ab!« flüsterte Suko. »Verdammt noch mal, haben wir Glück gehabt!«
Ich stimmte ihm nur bedingt zu, weil den Nonnen einfach unser Auto auffallen mußte, das dem ihren gegenüberstand. Sie hatten es auch gesehen. Die beiden Schwestern, die am Wagen geblieben waren, verließen ihn jetzt und umkreisten unseren Rover wie die Geier ihre Beute. Sie wirkten unentschlossen, als wüßten sie nicht, was sie unternehmen sollten.
»Es wird spannend«, sagte ich und zog mich zurück. Auch Suko verschwand, da wir nicht unbedingt entdeckt werden wollten. Hinter zwei Baumstämmen fanden wir Schutz und konnten von diesen Stellen auch die Szene im Auge behalten.
Die anderen beiden Nonnen hatten unseren Rover verlassen. Sie gesellten sich zu ihren Schwestern, die die Kiste oder den Sarg in den Wald trugen. Dabei redeten sie heftig auf sie ein und schauten sich auch immer wieder um.
»Die stecken in einer Zwickmühle«, flüsterte Suko. »Sie sollen den Toten abholen, aber sie befürchten zugleich, daß sie dabei beobachtet werden können.«
»Stimmt.«
»Und was machen wir jetzt?«
»Wir haben einen Logenplatz. Ich will ihn nicht verlassen. Diesem Walt können wir nicht mehr helfen. Wenn mich nicht alles täuscht, bringen die frommen Schwestern sogar einen Sarg für ihn mit. Ist das nicht prächtig?«
»Ja, sehr schön.«
»Das hörte sich nicht gerade begeistert an.«
»Soll ich lachen?«
»Lieber nicht.«
Die Nonnen verloren auf dem Weg durch den Wald einiges von ihren Nerven. Sie waren wohl erleichtert darüber, daß sich bisher noch kein Fremder gezeigt hatte und sie auch keinen entdeckt hatten. Dafür gingen sie schneller und hatten in ziemlich kurzer Zeit ihr Ziel erreicht, wo sie die schlichte Holzkiste abstellten.
Eine Nonne hob den Deckel an, während sich die drei anderen um den Toten kümmerten.
»Sie kommen ziemlich spät«, sagte Suko leise. »Ich an ihrer Stelle hätte die Arbeit noch in der Nacht hinter mich gebracht.«
»Wer weiß, was sie daran gehindert hat.«
»Du redest, als wüßtest du Bescheid.«
»Weiß ich nicht, aber ich habe nicht vergessen, daß Marion Bates

mitten in der Nacht das Kloster verlassen hat, und das wird bestimmt aufgefallen sein.«

»Du meinst, sie hätten nach ihr gesucht?«

»Vorstellen kann ich es mir.«

Unser Gespräch verstummte. Die Nonnen hatten es mittlerweile geschafft, den Toten in die Kiste zu legen. Zwei suchten noch die Umgebung nach Spuren ab, fanden aber nichts, was ihnen ins Auge gefallen wäre. So gaben sie schließlich das Zeichen zum Abmarsch.

Diesmal kümmerten sie sich zu viert um den primitiven Sarg. Sie hoben ihn zuerst an, stemmten ihn dann hoch und stellten ihn an den vier Enden auf ihren Schultern ab, was ganz gut klappte, da sie alle etwa gleich groß waren.

So zogen sie wieder ab. Eine schaurige Prozession, die sich durch den Wald bewegte. Vier Frauen in langen, grauschwarzen Kutten mit ebenfalls grauschwarzen Hauben auf den Köpfen. Von einem dünnen, weißen Rand wurden die Hauben etwas aufgehellt. In der Körpermitte wurden die Kutten durch Kordeln oder Gürtels gehalten, so genau konnten wir das nicht erkennen, aber sie waren nicht so lang, als daß sie die vier Frauen beim Laufen behindert hätten.

Sie erreichten den Volvo, dessen Heckklappe sie offengelassen hatten. Rasch schoben sie den Sarg in das Wageninnere.

Eine Nonne schlug die Klappe zu.

Eine zweite saß bereits hinter dem Lenkrad.

Die beiden anderen waren noch nicht eingestiegen und schauten noch einmal sichernd nach allen Seiten, vor allem in den Wald.

Uns konnten sie nicht entdecken, aber der abgestellte Rover lag ihnen noch immer schwer im Magen. Sie flüsterten miteinander und deuteten immer wieder auf das Fahrzeug.

Schließlich rief ihnen die Schwester am Lenkrad durch das offene Fenster etwas zu.

Die anderen stiegen ebenfalls ein. Kaum waren die beiden Türen geschlossen, da startete die Fahrerin.

Wenn die vier Schwestern zum Kloster zurückfahren wollten, mußten sie wenden, was sie auch taten. Trotz der recht engen Straße schafften sie es mit zwei Rangierbewegungen, dann hatten sie die normale Richtung erreicht und brausten mit ihrer Beute davon.

Wir standen mittlerweile wieder im Freien und schüttelten beide unsere Köpfe, als wir dem Volvo nachschauten.

Ich blies die Luft aus. »Jetzt werden sie ihre Beute in das Kloster schaffen.«

»Richtig, John. Und was machen sie damit? Begraben?«

»Glaubst du daran?«

Er lachte. »Nicht so recht, obwohl das natürlich sein kann. Aber man kann nie wissen.«

»Gut, wie geht es weiter?«
»Wir fahren hinterher.«
Suko lächelte. »Und fragen nach dem Toten?«
»Auch das.«
»Ich bin gespannt, wie sie reagieren werden, wenn sie sehen, daß wir mit einem Fahrzeug ankommen, das ihnen bekannt ist.« Suko tat mit der Fußspitze in das gefrorene Laub und schaute zu, wie die zusammenklebenden Blätter in die Höhe flogen.
»Sie werden sich etwas einfallen lassen.« Ich bog einen Ast zur Seite, der mich störte, und sprach weiter. »Wir müssen davon ausgehen, daß diese Angelina, unsere Exorzistin, von den Nonnen gedeckt wird. Ich glaube kaum, daß wir Antworten auf unsere Fragen erhalten werden, wenn ja, dann werden es sicherlich die falschen sein. Die lassen sich auf keinen Fall in die Karten schauen.«
Suko stimmte mir durch einen Brummlaut zu. Danach stellte er eine Frage, die auch mich beschäftigte. »Was meinst du, was sie vorhaben? Warum haben sie das getan?«
Ich hob die Schultern und sprang über den Straßengraben hinweg auf die Fahrbahn. »Ich weiß nicht, welchem Orden sie angehören, aber sie scheinen noch tief in den alten Wurzeln des Mittelalters verstrickt zu sein, als der Exorzismus in hoher Blüte stand.«
»Nur damals?« fragte Suko.
»Nein, heute auch.« Diesmal wollte ich fahren und schloß die Tür auf. »Er kehrt zurück, das wissen wir. Der Exorzismus erlebt eine Renaissance, und aus Berichten wissen wir, daß auch die offizielle Kirche ihn anerkennt und sogar praktiziert: Ich brauche nur an Frankreich zu denken. Dort leben einige Exorzisten, die sehr viel zu tun haben.«
»Gehören die denn einer Kirche an?«
»Nein und ja. Sie sind zumeist aus der offiziellen ausgetreten und haben ihre eigene gegründet, die sehr traditionell ist. Sie beruht auf alten Gesetzen, möglicherweise führen sie sich bis auf die Urkirche zurück, wo es meist noch strengere Regeln gab, die inzwischen durch die Konzile aufgehoben wurden. Aber der alte Geist ist noch vorhanden das bekommen wir immer wieder zu hören und auch zwischen den Zeilen zu lesen. Die Kirche tut viel Gutes, das ist unbestritten, aber wo Licht ist, findet man auch Schatten, und jenseits der Mitte gibt es auch bei ihr gewisse Auswüchse, die uns nicht gefallen können.«
»Du weißt Bescheid.«
»Hin und wieder bilde ich mich fort«, gab ich lächelnd zu.
»Ach ja, fort. Eine Frage mal. Warum fahren wir eigentlich nicht los und hocken hier im Wagen herum?«
»Weil ich nachdenken muß.«

»Wie schön. Und worüber?«
Ich tippte mehrmals auf den Lenkradring und lauschte dabei den entstehenden Geräuschen. »Was hältst du davon, wenn wir uns mal nicht als das zu erkennen geben, was wir eigentlich sind? Also nicht als Yard-Leute auftreten?«
Suko schwieg.
»Nichts?« fragte ich nach.
»Sprich erst mal weiter.«
»Wir könnten zum Beispiel erklären, daß wir Freunde eines gewissen Walt sind, die nach ihm suchen. Daß er uns eingeweiht hat, wo er in der vergangenen Nacht hingehen wollte. Daß wir auch über Angelina Bescheid wissen und nun mit ihr reden wollen, weil wir unseren Freund vermissen, da er sich zum verabredeten Zeitpunkt nicht gemeldet hat.«
Suko wartete nicht lange mit der Antwort. »Das hört sich gar nicht mal schlecht an.«
»Finde ich auch.«
»Unsere Namen werden wir behalten.«
»Sicher.«
Er deutete nach vorn. »Okay, dann mal los, und als was trudeln wir dort ein? Nur als Freunde oder auch als Männer, die sehr gut informiert sind und denselben Weg gehen wollen wie Walt?«
»Das kommt auf die Situation an.«
»Dann spielen wir es durch…«

***

Bis zum Kloster war es wirklich nicht mehr weit gewesen. Wir hatten den Wald kaum verlassen und schauten über das freie und stark gefrorene Feld hinweg, da sahen wir in der Ferne bereits das Gebäude, dessen Mauern und Dach die Mauer überragte.
Die Straße führte nicht direkt vorbei. Wir mußten abbiegen. In eine unbefestigte Nebenstraße.
Das dünne Bimmeln der Glocke hörten wir trotz der geschlossenen Scheiben. Sie hing im Turm einer kleinen Kapelle, der wie ein mahnender Finger in die graue Luft hineinragte, als wollte er die Menschen an ihre Sünden erinnern.
Der Nachmittag war längst angebrochen, und in etwas zwei Stunden würde es dämmrig werden.
Noch aber war es hell, wir sahen die grauen Mauern, aber auch das Tor, das sie trennte.
Es war ziemlich breit, bestand aus zwei Flügeln und stand einladend offen, als hätte man uns erwartet. Über eine Zufahrt rollten wir auf den Bau mit den kleinen Bogenfenstern zu. Im Sommer blühten zu beiden Seiten des Wegs sicherlich Blumen und Bäume, jetzt aber sah

dieser Garten trostlos aus und erinnerte an die verlorene Seele eines Menschen, die nicht mehr eingefangen werden konnte.

Beide suchten wir nach abgestellten Autos. Weder der Mercedes noch der Volvo waren zu sehen.

Vielleicht standen die beiden Fahrzeuge hinter dem Haus. Dort wollten wir nicht hin. Wir würden uns ganz offiziell am Eingang anmelden.

Sehr groß war das Kloster nicht. Ich kannte größere Komplexe, aber es beherbergte wahrscheinlich keine Schule. Die Nonnen hier gingen ihren anderen Aufgaben nach.

Sehr gespannt waren wir, ob man uns zu Angelina führte, oder ob man sie vor uns versteckte. Sollte das der Fall sein, konnten wir sicher sein, daß es Gründe gab.

Wir parkten direkt vor einem schmalen, aber langen Beet, stiegen aus, und ich sah es Sukos Gesicht an, daß er nicht eben von glücklichen Gefühlen gelenkt wurde.

»Was hast du?«

»Kann sein, daß ich mich irre, aber ich gehe davon aus, daß man uns bereits gesehen hat und nun versucht, uns einzustufen. Beweisen kann ich nichts, aber das Feeling ist vorhanden. Zahlreiche Augen, scharfe Blicke, nur siehst du nichts.«

»Mir geht es ebenso.«

»Aber es bleibt bei unserem Plan?«

»Sicher doch.«

Es waren nur wenige Schritte bis zum Eingang, wo nichts Pompöses vorhanden war. Keine besondere Tür, weder vom Holz her noch von ihrer Größe. Man hatte beim Bau des Klosters tatsächlich auf eine gewisse Schlichtheit geachtet, vielleicht aus Geldmangel.

Ich drückte den Klingelknopf.

Im Haus schlug eine Glocke ziemlich laut an, denn wir hörten das Geräusch selbst durch die dicke Tür. Das glich schon einem Alarmsignal.

Die Prozedur war bekannt. Wir konnten nicht davon ausgehen, daß die Tür sofort geöffnet wurde, dafür aber das Guckloch. In diesem schmalen Ausschnitt erschienen der untere Rand der Haube, eine glatte Stirn und zwei dunkelbraune Augen sowie der Ansatz einer Nase. In den Augen lasen wie eine Frage, die uns die Nonne eine Sekunde später stellte. »Sie wünschen?«

Ich setzte mein bestes Lächeln auf und hoffte, daß es fruchtete. »Es wäre nett von Ihnen, Schwester, wenn wir die Oberin sprechen könnten.«

»Sie sind angemeldet?«

»Nein.«

»Dann sehen ich kaum eine Chance. Wir sind sehr beschäftigt und…«

Ich ließ sie nicht ausreden. »Es ist aber dringend.«
»Ja, das kann ich verstehen, aber ich habe auch meine Anordnungen zu befolgen.«
»Sagen Sie ihr, daß es um eine gewisse Angelina geht.«
Der freundliche Ausdruck verschwand aus den Augen. Plötzlich sahen sie aus wie kalte, braune Kugeln, über die eine dünne Schicht aus Eis gelegt worden war. »Angelina?«
»Ja, sie ist doch bekannt.«
»Und um was geht es da genau?«
»Das hätten wir der Oberin gern selbst gesagt.«
Die Schwester zögerte, sie kämpfte mit sich, dann sagte sie plötzlich: »Warten Sie.«
»Danke.«
Wir hörten ein lautes Geräusch, als sie die Klappe zuknallte und wir gegen die normale Tür schauten.
»Puh«, sagte Suko. »Das war ein hartes Stück Arbeit.«
Ich deutete auf die Tür. »Aber auch für sie. Ich kann mir vorstellen, daß die Damen in den Kutten jetzt anfangen zu rotieren.«
»Ja, das ist möglich.«
»Mein Gefühl ist jedenfalls positiv. Wir werden ihre Neugierde geweckt haben, sage ich mal. Außerdem haben sie was zu verbergen, etwas, das nicht unbedingt ans Tageslicht kommen soll. Sie werden alles tun, um unsere Argumente zu entkräften. Verlaß dich drauf.«
»Nicht nur das. Ich freue mich sogar.«
Lange wurden wir nicht auf die Folter gespannt. Diesmal öffnete sich nicht nur die Klappe, sondern die ganze Tür. Die Sonne mit den braunen Augen erklärte uns, daß die Oberin bereit wäre, uns zu empfangen. Wir durften eintreten.
»Danke«, erwiderten wir wie aus einem Mund und streiften unsere Schuhsohlen auf einer Matte ab, denn der Boden vor uns lag da wie ein glänzender See, dessen dunkle und leicht rötlich schimmernde Oberfläche besonders geputzt worden war.
Dieser recht große Raum war spartanisch eingerichtet. An den Wänden hingen Bilder von Heiligen, Frauen zumeist, außerdem mehrere schlichte Holzkreuze. Wände und Decke zeigten einen gelblichen Anstrich. Die Fenster waren klein, durch sie fielen die grauen Streifen Tageslicht.
Es gab noch eine erste Etage, das wußten wir, aber eine Treppe sahen wir nicht.
Die Nonnen, die uns hereingelassen hatten, waren in der Düsternis des Hintergrund verschwunden.
Wir hatten noch eine Tür zufallen hören, dann war es still.
Ich schaute Suko an, und er blickte mir ins Gesicht. Beide beschäftigten uns dieselben Gedanken.

Ein Kloster war zwar kein Rummelplatz, aber diese Stille fiel uns beiden auf. Uns mußte es so vorkommen, als wären wir die einzigen Menschen in diesem Komplex, der alles ausstrahlte, nur keine Gemütlichkeit und Wärme. Ich jedenfalls hätte in diesem Bau nicht alt werden können.

Ich ging einige Schritte zur Seite und schaute mir die Möbel an. Sehr schlicht waren sie, aus dunklem Holz gefertigt, und ich tippte in Richtung Jugendstil.

Auf einer Konsole sah ich einen kleinen Altar. Neben einem Marienbild standen zwei gelbweiße Wachskerzen, die schon einmal gebrannt hatten, denn ihre Dochte ragten wie dünne, dunkle Finger in die Höhe. Das Bild der Mutter Gottes war nicht deutlich zu sehen, da seine Rückseite zum helleren Fenster hinwies.

Insgesamt machte dieser große Raum auf einen Fremden wie mich keinen beruhigenden Eindruck, sondern eher einen unheimlichen. Jedenfalls konnte ich mich hier nicht wohl fühlen.

Wieder hörte ich das Geräusch der Tür. Im Hintergrund erschien die Nonne mit den braunen Augen, die nicht vorkam, sondern uns aus der Distanz mitteilte, daß die Oberin uns jetzt erwartete.

Als ich die Frau erreicht hatte, senkte ich meine Stimme und fragte nach dem Namen der Leiterin.

»Es ist Schwester Martha.«

»Danke.«

»Ich darf dann vorgehen.«

»Bitte sehr.«

Sie zog eine Tür auf, hinter der ein Gang lag. Die Fenster wiesen diesmal zur anderen Seite hin, und so konnten wir in einen Nutzgarten schauen, der auch im Winter zu erkennen war. Jedenfalls hatte ich schon genug dieser Anlagen gesehen, um dies erkennen zu können.

An der linken Seite zeichneten sich die Türen ab. Ebenfalls sehr schlicht und allesamt dunkelbraun gestrichen oder gebeizt.

Niemand kam uns entgegen. In dem kahlen, steinernen Gang hallten die Schritte besonders.

Vor einer Tür, es war die vierte von links, blieb die Nonne stehen, klopfte, beugte sich vor, als wollte sie lauschen, und hörte die Stimme der Oberin, die uns hereinbat. Die jüngere Nonne mit den braunen Augen begleitete uns nicht weiter, sie öffnete uns nur die Tür, nickte noch einmal und eilte davon.

Wir traten dicht hintereinander über die Schwelle und befanden uns im Büro der Oberin, einem großen, ebenfalls nüchternen Raum, der den gleichen Boden aufwies wie im Eingangsbereich. Einen Teppich gab es nicht. An der Wand, hinter der am Schreibtisch sitzenden Oberin, hing ein sehr großes Kreuz mit einem Corpus daran. So wie es aussah, stammte es aus dem südlichen Raum. Die Schnitzarbeit war

aufwendig und auffällig.

Wichtiger als dieses sicherlich wertvolle Kreuz war für uns die Oberin, die hinter dem Schreibtisch saß und keinerlei Anstalten machte, sich zu erheben. Im schwachen Schein der Schreibtischlampe konnten wir ihr Gesicht gut erkennen.

Sie war schon älter, und die randlose Brille fiel vor ihren Augen kaum auf. Man bemerkte sie erst beim zweiten Hinsehen. Das Gesicht selbst war ziemlich rund. Eine kleine Nase, ein ebenfalls kleiner Mund, ein weiches, etwas knubbliges Kinn, aber hinter den Gläsern der Brille funkelten hellwache Augen, das sah ich auf den ersten Blick. Daß viele Nonnen eine blasse Haut hatten, stimmte auch hier, aber in diesem Gesicht zeichneten sich keine Falten ab, selbst die Stirn war glatt.

Am Ansatz der Haare zog sich der Rand der Haube entlang, die ihren Kopf bedeckte. Sie bestand aus dunkelgrauem Stoff und hatte vorn einen weißen Rand.

Wir stellten uns vor, die Oberin nickte und deutete auf zwei Stühle, die vor dem Schreibtisch standen. Für mich war die Sitzfläche ein wenig zu klein, dafür spürte ich die hohe Lehne, die mir bis in den Nacken reichte.

Der Schreibtisch war nicht leer. Eine Unterlage aus grünem Filz sahen wir ebenso wie ein dunkles Telefon und eine mit Stiften gefüllte Schale. Sie stand neben dem Kreuz, auf das die Oberin schaute, wenn sie auf ihrem Platz saß.

»Ich darf Ihnen zunächst sagen, meine Herren, daß ich mich über Ihren Besuch dort verwundert gezeigt habe, denn damit zu rechnen war ja wohl nicht.«

»Das stimmt«, sagte ich. »Es hat sich so ergeben.«

»Aha.« Sie lächelte und faltete die Hände. »Wenn mich nicht alles täuscht, dann haben Sie mit Schwester Viola über eine gewisse Angelina gesprochen…«

»Da haben Sie recht.«

»Ich darf sicherlich mehr darüber erfahren.«

»Natürlich, Oberin, deshalb sind wir bei Ihnen. Wir suchen diese Person.«

»Von der Sie überzeugt sind, daß sie sich hier im Kloster aufhält?«

»In der Tat.«

»Wer hat Ihnen das gesagt?«

»Ein Freund«, erklärte Suko. »Ein Mann, der sich mit Angelina hat treffen wollen.«

Nichts regte sich im Gesicht der Oberin. Sie hatte sich wirklich gut in der Gewalt. »Wie soll ich den Begriff Freund verstehen? Sie wissen, daß es verschiedene Auslegungen gibt.«

»Selbstverständlich. Er kannte sie von früher her. Er hat uns viel über sie erzählt und dabei ihre Vorzüge ins rechte Licht gerückt. In der

letzten Nacht war er mit ihr verabredet gewesen, und er wollte uns heute bis zum Mittag über dieses Treffen informieren. Leider hat er das nicht getan, so daß wir uns Sorgen machen.«

»Er wird Sie später bestimmt noch anrufen.«

»Haben wir uns auch gedacht«, sagte Suko. »Aber wir wollten sicher sein und haben es bei ihm versucht. Nur hat dort niemand abgehoben. Der gute Walt war nicht da.«

Die Oberin erlaubte sich ein spöttisches Lächeln. »Und deshalb sind Sie hier?«

»Ja.«

»Tut mir leid.« Sie schüttelte den Kopf. »Ich kann Ihnen beim besten Willen nicht helfen, da ich keinen Mann dieses Namens kenne. Wer soll den dieser Walt gewesen sein?«

»Angelinas Freund.«

»Die Sie hier suchen?«

»Ja!« bestätigte Suko.

Die Oberin holte tief Atem. »Auch da muß ich Sie leider enttäuschen, meine Herren. Es gibt keine Schwester mit diesem Namen. Wir hätten sie gern, denn wir sind froh über jede Frau, die sich entschlossen hat, dieses Leben zu führen.«

»Sie ist also keine Nonne?« fragte ich.

»Ob sie das ist oder nicht, das weiß ich nicht. Aber sie befindet sich nicht hier. Es tut mir leid, da haben Sie den weiten Weg wohl umsonst gemacht.«

Das hörte sich zwischen den Zeilen schon nach einer Verabschiedung an, aber so leicht würden wir es der Oberin nicht machen, von der wir überzeugt waren, daß sie log, denn wir glaubten nicht, daß uns Marion Bates die Unwahrheit gesagt hatte. »Ich denke nicht, daß wir den Weg hierher umsonst gemacht haben, wenn Sie verzeihen. Ich glaube eher, daß Sie uns nicht die Wahrheit gesagt haben.«

»Ach!« Die Augen hinter den Gläsern weiteten sich. »Sie glauben, daß ich Sie angelogen habe! Bezichtigen Sie mich der Lüge?« Ihre Stimme hatte an Schärfe zugenommen, die Hände lagen nicht mehr zusammen, sie waren jetzt zu Fäusten geballt. »Es ist eine Unverschämtheit von Ihnen, mir so etwas ins Gesicht zu sagen.«

»Moment«, sagte ich schnell. »Sie haben mich wohl falsch verstanden. Ich glaube Ihnen, daß es in diesem Kloster keine Nonne mit dem Namen Angelina gibt. Und ich sage Ihnen weiter, daß diese Frau nicht unbedingt eine Nonne sein muß.«

Die Oberin entspannte sich wieder. »Was denn sonst? Ein Geist, der hier spukt?«

»Nein, eine junge Frau mit dunklen Haaren, die bei Ihnen als Gast lebt.«

»Davon sind Sie überzeugt.«

»So gut wie.«
»Und wer hat Ihnen das gesagt, Mr. Sinclair? Auf welche Aussage bauen Sie?«
»Wir haben einen Zeugen.«
»Nennen Sie den Namen!« konterte die Schwester. »Sagen Sie ihn mir, und ich werde Ihnen beweisen, daß es Unsinn ist.«
»Auch wenn Sie davon überzeugt sind, wir sind es nicht, denn dieser Zeuge hat gewisse Vorgänge beobachtet, die sich in der vergangenen Nacht im und außerhalb des Klosters abgespielt haben, wobei unser Freund Walt auch wieder mit ins Spiel kommt.«
»So…?«
»Wenn Sie gestatten, Schwester, erzähle ich Ihnen gern die Einzelheiten.«
Sie stimmte nicht direkt zu. »Besonders scharf bin ich darauf nicht«, erklärte sie und hob die Schultern. »Im Prinzip ist mir meine Zeit zu kostbar, um mir irgendwelche erfundenen Geschichten anzuhören, aber ich will nicht unhöflich sein, deshalb reden Sie bitte.«
Ich nahm kein Blatt vor den Mund. Und Suko tat es ebenfalls nicht, und wir wechselten uns bei unserem Bericht gegenseitig ab. Dabei ließen wir die Oberin natürlich nicht aus den Augen. Auch wenn ich für diese Frau nicht unbedingt viel übrig hatte, mußte ich ihr zugestehen, daß sie sich sehr in der Gewalt hatte, denn was sie zu hören bekam, waren schon harte Vorwürfe, die sie zur Kenntnis nahm, aber dabei keinen Kommentar abgab und auch kaum mit den Lippen zuckte oder durch andere Äußerlichkeiten auffiel, nur die Blicke ihrer Augen veränderten sich, sie waren lauernd geworden.
»So, jetzt haben Sie gehört, was wir durch den Zeugen erfahren konnten, und Sie können verstehen, daß wir uns Sorgen um unseren Freund Walt machen.«
»Sorgen um Ihn?«
»Ja.«
»Und er soll tot sein? Ermordet von dieser Frau namens Angelina, die sie hier bei uns im Kloster vermuten?«
»Richtig.«
»Das ist Unsinn! Wir nehmen keine Mörderinnen auf. Wir haben strenge Regeln und Gesetze. Ich glaube, Sie beide sind hier falsch, wie es falscher nicht sein kann. Außerdem muß ihr seltsamer Zeuge mit einer sehr großen Phantasie gesegnet sein.«
»Das wiederum glauben wir nicht.«
»Sie meinen also, daß es diesen Toten gegeben hat? Daß er im Wald umgebracht wurde?«
»Darauf läuft es hinaus.«
Die Oberin wurde jetzt richtiggehend wütend. »Unsinn, Mr. Sinclair. Außerdem bin ich nicht bereit, mir dies alles anzuhören. Ich bitte Sie

deshalb, das Kloster umgehend zu verlassen.«

Das taten wir nicht, blieben locker sitzen, und mein Freund Suko fragte mit sanft klingender Stimme: »Gehört Ihnen eigentlich ein dunkler Volvo? Ich meine, auch Sie müssen flexibel sein, und Sie haben sicherlich einen Wagen.«

»Was soll die Frage?«

»Ich erwarte nur eine Antwort.«

»Ja, wir besitzen einen Volvo. Ich weiß nur nicht, was es mit Ihren unverschämten Anschuldigungen zu tun hat.«

»Dürfte ich es Ihnen denn erklären?«

»Danach ist Schluß.« Hinter ihren Brillengläsern funkelten die Augen der Frau wütend.

»Es dauert nicht lange, keine Sorge.« Suko legte ihr mit leiser Stimme und haarklein dar, war wir kurz vor unserm Besuch hier im Kloster erlebt hatten. Zudem bauten wir darauf, daß diese Oberin noch nicht genau eingeweiht worden war und wir deshalb die Überraschung auf unserer Seite hatten.

Diesmal zeigte sie eine Reaktion, auch wenn sie nicht dazwischenredete. Aber das harte Aufeinanderpressen der Lippen sagte uns eigentlich genug, und mein Freund legte ihr haarklein dar, wie vier ihrer Mitschwestern den Toten in einen Sarg gebettet und ihn aus dem Walt geschafft hatten.

»Diesmal«, sagte er, »sind wir die Zeugen, und wir wissen, daß der Tote unser Freund Walt gewesen ist.«

Die Oberin stieß zischend die Luft aus. »Und das haben Sie gesehen?« fragte sie nach.

»Ja.«

»Gut, gut.« Sie lehnte sich zurück und überbrückte die Distanz zu dem Schreibtisch mit ausgestreckten Armen. »Sind Sie tatsächlich mit Walt befreundet?«

Wir bestätigten es.

»Gute Freunde?«

»Recht gut«, unterstrich Suko.

»Dann wissen Sie viel über ihn?«

Vorsicht! schrillte es in meinem Kopf. Die Oberin fing an, den Spieß umzudrehen, denn durch diese Fragen konnte sie uns leicht aufs Glatteis führen, denn wir wußten so gut wie nichts, im Gegensatz zu ihr, aber noch ließen wir das Kartenhaus aus Annahmen und Lügen stehen.

»Wir waren recht oft zusammen«, sagte ich.

»Auch bei diesem Treffen?«

Verdammt! Was war das nun wieder? Ich ließ mir blitzschnell verschiedene Möglichkeiten durch den Kopf gehen. Demnach konnte die Frage darauf hinauslaufen, daß er sich irgendwelchen Dämonen

zugewandt hatte. Zusammen mit anderen, das war wohl mit den Treffen gemeint.

»Auch dabei.«

»Ich dachte es mir.«

Nach dieser Bemerkung entspannte ich mich wieder. Sie schien uns die Bekanntschaft abzunehmen.

»Sie haben sich dort wohl gefühlt?«

»Auch das.«

»Weil sie da war - nicht?«

»Sie? Wen meinen Sie damit?«

»Aber Mr. Sinclair, damit kann ich nur Angelina gemeint haben, die den Männern zu Willen war. Die für Kerle wie Sie nicht mehr als ein Spielball gewesen ist, um über sie das Böse in sich einzusaugen. Aber damit ist es vorbei. Angelina hat sich nie gewehrt, doch nun haben wir sie davon überzeugen können, daß es besser ist, dies zu tun.«

»Das bedeutet in der letzten Konsequenz den Tod?« fragte Suko sie.

»Lassen wir das mal dahingestellt sein. Es kommt ganz darauf an, wie tief jemand in die schrecklichen Dinge verstrickt ist. Es muß nicht mit dem Tod enden, aber es kann…«

»Wie bei Walt.«

»Sehr richtig, Suko, wie bei Walt, denn er steckte so tief im Schlamm des Bösen wie nur möglich.«

Ich schaute sie lauernd an. »Da wir Freunde von Walt sind, gehen Sie davon aus, daß auch wir darin verwickelt sind.«

»Das weiß ich nicht genau. Aber ich finde es mit jeder Minute, die vergangen ist, besser, daß Sie uns einen Besuch abgestattet haben. Nur eines irritiert mich. Angelina hat mir davon berichtet, daß sie alle unter Kontrolle bekommen hat. Bei Walt hat es nicht so gut geklappt, er hat sich auf nichts eingelassen, aber die anderen schon. Und sie tauchen jetzt auf wie zwei Kometen aus dem All, mit denen nun niemand rechnen konnte. Das kriege ich persönlich nicht geregelt.«

»Das Leben steckt eben voller Überraschungen, Oberin.«

»Lassen Sie doch die allgemeinen Floskeln, Mr. Sinclair! Ich bin sicher, daß wir die Wahrheit sehr schnell herausfinden.«

»Sie sagen *wir*. Schließen Sie noch jemanden mit ein? Angelina, zum Beispiel?«

»Ja.«

»Dann ist sie hier?«

»Moment, Moment, nicht so schnell. Ich sage nur, daß sie entscheiden kann, ob Sie beide dazugehören oder nicht. Denn dieser Walt ist der letzte gewesen. Sie hat leider auf seine Bedingungen eingehen müssen, aber das ist vorbei.«

»Ihre Schwestern haben ihn ja geholt.«

»Hätten wir ihn liegenlassen sollen?«

»Nein. Es fehlt nur der Wagen.«
»Den haben wir schon in der Nacht weggeschafft. Das heißt, Angelina tat es. Wir werden ihn so gut verstecken, daß ihn niemand mehr finden kann.«
»Sie sind sehr offen« sagte Suko. »Und Sie haben plötzlich viel Zeit für uns.«
Die Oberin lächelte, als sie uns anschaute. »Ja, manchmal muß man eben flexibel sein. Sie gehören doch dazu. Weshalb sollte ich Ihnen etwas verschweigen?«
»Klar, weshalb sollten Sie?« sagte Suko nickend. »Aber Sie haben nie darüber nachgedacht, daß sie ein Verbrechen begangen haben?«
Zum erstenmal hörten wir Schwester Martha lachen. Es klang scharf und nicht locker oder freundlich. Abrupt verstummte es dann, und sie sagte mit normal klingender Stimme: »Hören Sie, meine Herren, Sie haben von einem Verbrechen gesprochen. Das mag in Ihren Augen so sein, aber nicht in meinen. Haben Sie vergessen, welches Verbrechen Sie und Ihr Freund an Angelina begangen haben? Haben Sie das wirklich? Darüber sollten Sie nachdenken. Angelina tut nur das, was sie und wir alle hier für richtig halten. Sie schlägt nicht zurück. Sie testet nur. Und wer den Test nicht besteht, um den ist es nicht schade.«
»Das sehen Sie so.«
»Ja, denn wir hier haben mit der irdischen, sogenannten Gerechtigkeit nichts zu tun. Für uns gelten andere Regeln, das kann ich Ihnen sagen.«
»Wo haben Sie Walt hingeschafft?«
»Vergessen Sie ihn, Mr. Sinclair. Wer ist schon Walt? Eine Kreatur, die den falschen Weg gegangen ist und sich auch nicht davon überzeugen ließ, ihn wieder zu verlassen. Also hören Sie mir damit auf, bitte!« Für einen Moment schaute sie gegen ihre Hände. »Aber Sie sind bestimmt nicht nur wegen Ihres Freundes gekommen. Sie haben auch nach Angelina gefragt, nicht wahr?«
»Stimmt!« bestätigte Suko.
»Sehr gut«, sagte die Oberin, legte ein Pause ein und hatte sich dann entschlossen. »Sie werden Angelina sehen. Ja, ich werde Sie gern zu ihr führen.«
Das überraschte uns. Es war mehr, als wir eigentlich erwarten konnten.
»Sie sagen nichts?«
»Wir sind überrascht.«
»Ich bin stets zur Kooperation bereit«, erklärte uns die Frau. Dann stand sie langsam auf und wurde dabei kaum größer. Sie war so etwas wie eine Sitzgröße. »Ich will damit auch nicht länger warten, meine Herren, und möchte, daß Sie Angelina gleich sehen.«

»Einverstanden.«
Sie hatte mein Lächeln bei dieser Antwort gesehen und schaute mich skeptisch an. Wahrscheinlich wußte sie nicht, was sie davon halten sollte, denn noch spielten wir uns gegenseitig Theater vor.
»Ich darf dann vorgehen«, sagte sie und drehte uns den Rücken zu. Jetzt sahen wir, daß an ihrem Gürtel ein dunkles Holzkreuz baumelte.
Weder Suko noch ich kamen mit dieser Person richtig klar. Wir fragten uns, wer sie eigentlich genau war.
Sicher, sie fungierte als Oberin, aber sie war sich auch nicht zu schade, die alten Exorzismusregeln zu akzeptieren und ihnen sogar zu folgen. Sie hatte einen Toten wegschaffen lassen wie ein angeschossenes Tier. Der Respekt vor gewissen Menschen war bei ihr nicht sehr groß.
Wir verließen ihr Büro und traten wieder hinaus in den kahlen Gang. Für einen kurzen Augenblick blieb sie stehen und deutete auf eines der Fenster. »Es wird gleich dämmern«, erklärte sie. »Danach folgt die Dunkelheit, und wenn sie erscheint, werden Menschen wie wir besonders wachsam sein müssen.«
»Auch Angelina?«
»Sie erst recht. Denn in der Dunkelheit kehren ihre wundersamen Kräfte zurück. Erst dann kann sie richtig aktiv werden, aber das werden sie ja in einer etwas anderen Form kennen«, fügte sie lächelnd hinzu und machte uns damit weder glücklicher noch schlauer, denn wir wußten nicht, was sich hinter diesen geheimnisvollen Andeutungen verbarg.
Diese Frau wußte mehr, als sie zugab. Ich konnte mir sogar vorstellen, daß sie uns bereits durchschaut hatte und uns die Freunde des toten Walt nicht mehr abnahm.
Wir blieben ihr auf den Fersen und schritten nach einigen Metern in einen kleinen Flur, der im rechten Winkel links dieses Hauptgangs abzweigte.
Der Flur war nicht lang. Er endete vor einer Tür, die Martha öffnete. Wir sahen das dunkle Gestein einer Treppe, die sehr bald deutlicher hervortrat, weil die Oberin das Licht eingeschaltet hatte. Der Treppe schloß sich eine kleine Diele an, an deren Querwand sich eine Tür befand.
Die Oberin war stehengeblieben. Sie drehte sich jetzt um und erklärte: »Hier sind wir richtig.«
Ich deutete auf die Tür. »Wen finden wir dahinter? Angelina?«
»Ja.«
»Dann öffnen Sie bitte.«
Sie hob die rechte Hand und drehte uns die Fläche zu. »Noch nicht«, erklärter sie, »und Sie sollten auch wissen, daß ich Sie nicht zu ihr hineinlasse. Sie braucht jetzt Ruhe, denn die Nacht ist wichtig. Ich will

nur erfahren, ob Angelina Sie kennt oder erkennt. Nicht mehr und nicht weniger.«

»Was ist, wenn sie es bejaht?«

»Dann werden wir uns etwas einfallen lassen müssen. Ein Kloster bietet meist genug Sicherheit. Man kann es auch als ein sehr gutes Versteck ansehen.«

»Oder als großes Grab, nicht?« fragte Suko.

»Das sagten Sie. Wir fühlen uns hier wohl. Noch einmal, unternehmen Sie nichts auf eigene Faust; was sie möglicherweise später bereuen könnten. Halten Sie sich an meine Anweisungen.«

Himmel, die Frau machte es spannend, aber sie lag dabei auch nicht so falsch, denn ich spürte ebenfalls die Spannung in mir hochsteigen, und sicherlich erging es Suko ähnlich.

Eigentlich hatte ich damit gerechnet, daß die Oberin einen Schlüssel aus der Tasche hervorziehen und aufschließen würde. Das brauchte sie nicht, denn als sie ihren rechten Arm anhob und auf die Tür zubewegte, sahen wir eine ähnliche Klappe wie bei der Eingangstür. Nur konnte sie hier von außen geöffnet werden, wenn erst einmal die beiden Holzriegel an den Seiten gelöst worden waren.

Das tat sie mit zwei schnellen Bewegungen. Dann faßte sie nach dem vorstehenden Rand an der rechten Seite der Klappe und zerrte das kleine Rechteck zur Seite.

»Bitte«, sagte sie und trat aus dem Weg.

Das Fenster war breit genug für uns beide. Wir passierten die Oberin, die mit unbewegtem Gesicht dastand, und traten näher an das kleine Fenster heran.

Es gefiel mir nicht, sie in meinem Rücken zu wissen. Ich nahm mir deshalb vor, auf verräterische Geräusche zu achten. Dieser Frau traute ich mittlerweile alles zu, Zugleich schauten wir durch das Gitter.

Und zugleich sahen wir Angelina!

***

Zwar hielten wir nicht gerade den Atem an, aber wir holten nur flach Luft, denn mit diesem Bild hatten wir nicht gerechnet und waren schon überrascht.

Angelina wandte uns den Rücken zu. Sie saß nicht in einem normalen kleinen Zimmer, sondern in einem noch engeren Raum, der schon einer Zelle glich, allerdings einer ohne Gitterfenster.

Wer immer sich hier aufhielt, der schaute auf die grau gestrichenen Wände und konnte dabei schwermütig werden, wenn er zu lange in dieser Zelle hockte.

Wie erwähnt, von Angelina sahen wir nur den Rücken und auch das Kleidungsstück, in das sie sich regelrecht eingepackt hatte. Sie hockte auf einem Hocker und hielt den langen, schwarzen Mantel eng um

ihren Körper gewickelt. Ihn kannten wir von Marions Beschreibungen. Auch die schwarzen Haare stimmten, die lang an ihrem Hinterkopf herabhingen und dabei die Schultern berührten.

Angelina war eine schmale, selbst aus unserem Sichtbereich zerbrechlich anmutende Gestalt, und sie war sehr in sich versunken, was schon einer Trance glich.

Das einzige Sitzmöbel war ein Hocker. An den Wänden hingen dunkle Kreuze in verschiedenen Größen.

Angelina litt.

Sie war nicht stumm. Sie hatte den Rücken gekrümmt. Sie stöhnte und weinte vor sich hin. Wir sahen weder ihr Gesicht noch ihren Mund, aber aus ihm drangen die schluchzenden Laute, die sich aber nicht anhörten wie ein normales Weinen, eher wie ein Geräusch, das entsteht, wenn ein Mensch unter einer schweren Qual leidet.

Sie litt.

Sie zitterte dabei, sie beugte ihren Oberkörper immer mehr nach vorn, als sollte sie sich vom Hocker rollen lassen, und sie hatte überhaupt nicht gemerkt, daß in ihrem Rücken die Klappe geöffnet worden war. Zumindest nahm sie es nicht zur Kenntnis.

Beide wußten wir nicht so recht, was wir tun sollten. Hatte es Sinn, sie anzusprechen und sie somit aus ihrer Trance zu reißen?

Ich wollte dieses Risiko nicht eingehen. Als ich schon im Begriff war, mich umzudrehen, wurden wir von der Oberin angesprochen. »Nun, erkennen Sie Angelina?«

Ich drehte mich um. Suko tat es auch. Die Oberin stand vor uns. Sie erwartete eine Antwort, die wir ihr durch unser Nicken gaben. Dann fragte ich: »Was hat sie? Warum dreht sie uns den Rücken zu? Weshalb litt sie so stark?«

»Sie muß leiden.«

»Muß?«

»Ja, Mr. Sinclair, es ist ihr Schicksal. Sie sollten doch wissen, daß sie etwas Besonderes ist. Schließlich haben Sie mit ihr gespielt und sie völlig verwirrt. Das muß sie erst verkraften, aber sie wird es verkraften, da bin ich mir völlig sicher. Sie und Ihre verfluchten Freunde haben Sie nicht grundlos so verändert, und Sie werden dafür bezahlen!«

Harte Worte, deren Sinn ich noch nicht richtig durchschaute, aber wir standen auch erst am Beginn.

»Lassen wir die Zukunft mal weg«, redete ich die Oberin an. »Die Gegenwart ist im Moment wichtiger für uns. Sie haben davon gesprochen, daß wir Angelina kennen. Gut, sogar akzeptiert. Aber was ist mit ihr? Kennt sie uns? Wenn ja, müßte sie das beweisen, indem sie sich auf ihrem Hocker umdreht. Nur sieht es mir danach nicht aus.«

»Wollen Sie das, Mr. Sinclair?«

»Alles oder nichts.«

Die Oberin nickte. »Natürlich. Alles oder nichts. Sie werden Ihren Wunsch erfüllt bekommen.«

Schwester Martha wedelte mit den Händen. »Treten Sie bitte zur Seite.«

Das taten wir gern. Als wir ihr Platz geschaffen hatten, ging sie auf die Luke zu. Dabei mußte sie sich auf die Zehenspitzen stellen, um den gleichen Blickwinkel zu haben wie wir. Im Gegensatz zu uns blieb sie nicht stumm, sondern sprach Angelina mit zischender Stimme an. »Hörst du mich? Angelina, hörst du mich…«

Sie erhielt, keine Antwort.

Die Oberin gab nicht auf. »Bitte, Kind, du kannst mich hören, nicht wahr? Gib es durch ein Nicken bekannt, wenn du herausgefunden hast, wer mit dir spricht. Ich weiß selbst, daß es eine ungünstige Zeit ist, aber die Umstände haben mich so handeln lassen. Also, gib mir ein Zeichen.«

Wieder warteten wir voller Spannung. Nach einigen Sekunden hörten wir den erlösenden Atemzug der Oberin. Die Erklärung folgte prompt, und sie galt uns.

»Ja, sie hat genickt. Sie weiß also Bescheid.«

»Dann können wir mit ihr reden?«

»Nein!« sagte sie heftig. »Noch nicht. Darauf muß ich sie vorbereiten. Es kann sein, daß sie enttäuscht ist, wenn sie Sie beide zu Gesicht bekommt, Mr. Sinclair.«

»Warum sollte sie das?«

»Weil sie nicht mehr damit gerechnet hat, daß noch zwei aus der Gruppe übriggeblieben sind.«

»Manchmal irrt man sich eben«, gab Suko locker zurück.

»Halten Sie den Mund! Das hier ist kein Spaß, sondern heiliger Ernst.« Die Oberin wandte sich wieder ab und sah nicht, daß Suko den Kopf schüttelte.

Nach wie vor waren wir allein. Es ließ sich auch keine andere Nonne blicken. Das Kloster schien bis auf wenige Personen ausgestorben zu sein.

»Angelina, ich muß dich noch einmal bitten, mir zuzuhören, aber es ist wichtig. Sehr wichtig für dich. Du hast Besuch bekommen. Es sind zwei Männer hier. Freunde von Walt, sagen sie. Hörst du? Freunde von Walt!«

Ob Angelina verstanden und auch eine Antwort gegeben hatten, bekamen wir nicht mit, und auch die Oberin mußte warten. Aber sie drehte sich schließlich um und gab uns mit den Augen ein Zeichen, das wir als optimistisch einstufen konnten.

Dann sprach sie wieder mit Angelina. »Schau dir die beiden an. Sieh genau hin. Sag, ob du sie vergessen hast. Berichte mir, ob sie zu

deinen Folterern gehört haben.«

Folterern? Das war uns neu. War Angelina tatsächlich gefoltert worden? Körperlich gequält, wie auch immer. Es wollte mir nicht so recht in den Kopf und Suko ebenfalls nicht, wie ich seinen Blicken entnehmen konnte. Aber was wußten wir schon über gewisse Dinge, die sich fern unserer Beobachtung abgespielt hatten?

Deshalb mußten wir abwarten, und das brauchten wir nicht mehr lange, denn die Oberin trat zurück und drehte sich zugleich um. Sie sprach uns noch in der Bewegung an. »Angelina ist bereit.«

»Gut.«

Als wir gingen, breitete sie die Arme aus und stand noch immer vor uns. »Eines will ich Ihnen sagen. Vergessen Sie nie, wo Sie sich befinden. Dies hier ist ein Kloster, ein Ort der Stille, des Gebets. Es ist keine Lasterhöhle, wie sie Ihnen ja besser bekannt sein dürfte.«

»Keine Sorge«, sagte ich, »wir werden es nicht vergessen. Schließlich haben wir uns auch hergetraut.«

»Was mich im nachhinein wundert.«

Sie kriegte von uns keine Antwort mehr. Wir warteten darauf, daß sie Platz machte, was sie auch tat.

So hatten wir freie Bahn und traten abermals an die Luke heran.

Noch immer saß Angelina auf ihrem Hocker, aber die Haltung hatte sich verändert. Sie war um neunzig Grad nach links geschwenkt, wir hätten schon ihr Profil sehen müssen, wegen der darüber hinwegfließenden Haare war das allerdings unmöglich.

Sie spürte, daß jemand in der Nähe war. Wir hörten sie atmen. Nicht normal, sondern heftig und stoßweise, wie bei einem Menschen, der unter einem schweren seelischen Druck leidet.

Mir lag es auf der Zunge, ihren Namen zu flüstern, aber ich hielt mich zurück und wartete auf ihre Reaktion. Ihre blassen Hände mit den langen Fingern hielten den Stoff des Mantels zusammen wie einen Umhang. Aus dem heftigen Atmen war ein Stöhnen geworden, das wie ein Signal wirkte.

Plötzlich vollendete sie ihre Drehung auf dem Hocker.

Sie schaute uns an.

Wir starrten zurück.

Und wir stöhnten beide leise auf, denn ihr Gesicht, ein schönes Gesicht, schwamm in Blut…

***

Das war genau dieser kalte Horror, der einen Menschen immer dann erwischt, wenn er am wenigsten damit rechnet. Uns erging es so, denn nie hätten wir daran gedacht, bei einer Person in ein blutendes Gesicht zu sehen. Ich kam mir vor, als hätte ich kaltes, aber weiches Metall geschluckt, das durch meine Kehle rann und sich im Magen

ausbreitete.

Schwarze Haare, dunkle, unruhige Augen, aber ein blutiges Gesicht, denn dieses Blut war aus den Poren oder Hautfalten hervorgequollen. Es mußte einfach so sein, denn irgendwelche Schnittwunden konnten wir nicht erkennen.

Mir kamen die Geschichten von Menschen und Figuren in den Sinn, die plötzlich und anscheinend grundlos anfingen zu bluten. Gerade in der letzten Zeit hatte ich viel darüber gelesen, und ich wußte auch, daß das meiste davon aus Scharlatanerie und irgendwelchen Tricks bestand. Bei Angelina wollte ich daran nicht glauben. Sie blutete aus Überzeugung, als müßte sie das Leiden zahlreicher Menschen am eigenen Leibe erfahren.

Die unterschiedlich großen Tropfen verteilten sich auf der Stirn, den Wangen, der Nase, benetzten die Lippen und klebten am Kinn. Manche sahen aus wie Perlen, andere waren verschmiert, als hätte die junge Frau darübergewischt.

Und jung war sie. Ich schätzte sie auf höchstens fünfundzwanzig, doch in ihren Augen lag etwas, das mich schaudern ließ. Ich wußte nicht, was es war, vielleicht die Erinnerung an das, was sie erlitten hatte, aber auch ein ungewöhnliches Wissen, mit dem sie nur allein zurechtkam. Sie wußte viel, aber sie hatte darunter schwer zu leiden.

Diese Frau durchlebte eine gewaltige Krise. Sie wurde hin- und hergeschüttelt. Sie wußte nicht genau, zu welcher Seite sie sich zählen sollte. Der Oberin nach zu urteilen, stand sie auf der Seite des Guten, des Lichts, aber sie kannte auch die andere Welt. Um das Licht zu erlangen, muß man zuerst die tiefen Täler der Schatten durchwandern, was diese Person meiner Ansicht nach getan hatte.

Ich wußte so gut wie nichts über sie. Es war mir auch nicht bekannt, was man ihr angetan hatte, aber es mußte schlimm gewesen sein, sonst hätte sich Angelina bestimmt nicht zu einer derartigen Rachetour verleiten lassen.

Sie ließ mich nicht aus den Augen. Dunkle Teiche bildeten die Pupillen, doch in deren Mitte sah ich die hellen Punkte, und ich stellte fest, daß sie die Lippen bewegte, wobei sie es nicht schaffte, auch nur ein Wort zu sagen.

Wir hatten uns nur sehr kurze Zeit angeschaut, obwohl sie mir persönlich lang vorgekommen war.

Dann bewegte Angelina die Augen und konzentrierte sich auf Suko.

Auch er wich dem Blick nicht aus. Nur konnte Angelina ihn nicht so lange anschauen, denn sie hörte die Stimme der Oberin, die das bedrückende Schweigen unterbrach.

»Kennst du sie, Angelina? Kommen sie dir bekannt vor? Rede endlich! Was ist mit ihnen? Waren sie mit den anderen zusammen, die dir soviel Schreckliches angetan haben?«

Angelina schwieg.
Die Oberin ließ ihr Zeit, bevor sie ihre Fragen noch einmal wiederholte. Wir hörten auch, daß sie näher an uns herankam, um ebenfalls durch die Öffnung schauen zu können. Wir machten es ihr leichter und rückten ein wenig zur Seite.
Auf dem Gesicht der Nonne zeichnete sich Schweiß ab, aber auch wir waren davon nicht verschont geblieben. Sie redete nicht mit uns, doch innerlich focht sie einen harten Kampf aus. Zwar wirkte sie nicht wie jemand, für den eine Welt zusammengebrochen ist, aber sie war schon durcheinander. Ich wußte nicht, was sie erwartet hatte, aber sicherlich nicht diese Lethargie, die von ihrem Schützling ausging.
Nach einigen Sekunden hatte sich die Oberin wieder gefangen und fragte: »Warum gibst du mir keine Antwort, Angelina? Ich habe dir etwas gesagt, ich habe dich etwas gefragt. Du mußt die Männer kennen, Kind, du mußt sie wirklich…« Die Frau verschluckte sich an ihren eigenen Worten und schwieg.
Zum erstenmal löste Angelina ihre Hände vom Mantel. Sie hob sie an und drehte uns dabei die Flächen zu. Es war eine hilflose Bewegung. So reagierte jemand, der sich überfordert fühlt.
»Du kennst sie nicht?«
Angelina schluckte ihren Speichel, und wir schauten zu, wie sich die Haut an ihrem Hals bewegte.
Dabei senkten sich die Arme, und ihre Hände glitten am Stoff des Umhangs entlang. Sie riß die Hälften auseinander und holte im nächsten Augenblick etwas hervor. Sie knurrte dabei und dann kamen ihre Hände wieder unter dem Umhang zum Vorschein. Damit hielt sie ein dunkles Kreuz umklammert, stieß die Arme vor gegen die Innenseite der offenen Luke, damit wir dieses Kreuz auch nur sehen konnten.
»Satanas, ich verfluche dich! Ich verfluche dich bis in alle Ewigkeiten. Du wirst dem Guten nicht mehr trotzen können. Du wirst - du wirst…« Sie schüttelte plötzlich den Kopf, dann schrie sie auf und streckte dabei die Arme in die Höhe, das dunkle Kreuz in den Händen.
Einen Moment später sackte sie in die Knie, fiel dann aber nach hinten und landete auf dem Hocker.
Der rutschte unter ihr ein Stück über den Boden. Dann fiel sie herunter und blieb liegen. Das Kreuz noch in einer Hand.
War das der Test gewesen? Wenn ja, wie war er für uns ausgegangen?
Angelina konnten wir nicht fragen, dafür aber die Oberin, die sich wieder zurückzog. Wir drehten der Tür den Rücken zu, damit wir die Frau anschauen konnten.
Sie ließ einige Zeit vergehen. Dann wischte sie über ihren Mund und die Stirn. Schließlich hatte sie sich durchgerungen, die Frage zu

stellen, die ihr am meisten auf der Seele brannte.
»Wer seid ihr?« flüsterte sie uns zu. »Ihr seid nicht die, die ihr vorgegeben habt zu sein. Also: Ich will endlich wissen, wer ihr wirklich seid.«
Nach diesen Vorfällen hatte sie daraus wirklich ein Recht, und ich nickte ihr zu. »Wir werden es Ihnen sagen, Oberin.«
»Dann höre ich gespannt zu.« Ihre Haltung verriet Spannung. Noch immer traute sie uns nicht über den Weg, und sie stand so da, als wollte sie jeden Augenblick die Flucht ergreifen.
Ich versuchte zunächst, sie zu beruhigen und sagte: »Sie sollten uns Vertrauer entgegenbringen, Schwester. Darum bitten wir Sie.«
»Warum?« rief sie. »Warum sollte ich euch denn vertrauen?«
»Weil wir nicht auf der anderen Seite stehen!« erklärte Suko.
Sie glaubte uns nicht. Es wäre auch zu einfach gewesen, in zwei Sätzen alles über den Haufen zu werfen, worauf wir unsere Legende aufgebaut hatten. »So?!« schrie sie uns an. »Sie stehen nicht auf der anderen Seite? Beweisen Sie es. Zeigen Sie mir, daß Sie nicht gelogen haben. Na los, ich will es sehen!«
»Das ist dein Job«, sagte Suko zu mir, und ich wußte, was er damit gemeint hatte. Die Jacke hatte ich aufgeknöpft. Ich trug den Pullover über dem Hemd und hatte etwas Schwierigkeiten damit, die Kette am Hals zwischen die Finger zu bekommen und das Kreuz in die Höhe zu ziehen. Ich spürte, wie es an meiner Brust entlangglitt. Dabei bekam ich mit, wie scharf mich die Oberin dabei beobachtete.
»Sie werden Ihr Mißtrauen gleich verlieren, Schwester. Davon bin ich überzeugt.«
»Ich warte nur auf einen Trick, denn mit einem Trick haben Sie sich auch hier eingeschlichen.«
»Pardon, aber das mußte sein.« Endlich lag das Kreuz frei. Ich wollte schon die Kette über den Kopf streifen, aber der Blick der Oberin ließ mich innehalten.
Sie starrte das Kreuz an wie ein Weltwunder, und mir kam der Verdacht, daß sie es kannte; anders konnte ich ihren Blick nicht interpretieren. Sie blähte ihre Nasenflügel auf und ließ es zudem geschehen, daß ich noch einen Schritt näher auf sie zuging. »Sehen Sie hin, Schwester! Sehen Sie genau hin!«
»Ja, ich weiß.«
»Und? Wie denken Sie über uns? Stehen wir noch immer auf der anderen Seite, oder haben Sie Ihre Meinung geändert?«
Sie preßte den Mund zusammen. »Woher haben Sie es?« fragte sie nach einer kurzen Pause.
»Sagen wir so, Schwester Martha. Ich habe es geerbt. Ich bin in einer Kette von Menschen der bis dato letzte Träger des Kreuzes. Was nach mir ist, weiß ich nicht, aber mir ist bekannt, was vor mir war. Sie

können mir oder uns vertrauen, ebenso wie wir auf dieses Kreuz vertrauen.«

Der Anblick hatte die Oberin die Sprache verschlagen. Mehrmals hintereinander nickte sie. Ihre Gesichtszüge hatten sich entspannt und waren weich geworden. Jetzt zeigten ihre Lippen ein Lächeln, und sie schüttelte einige Male den Kopf wie jemand, der das alles nicht fassen konnte, was er sah.

»Darf ich es berühren, Mr. Sinclair?«

»Sicher, gern.«

Sie schob ihre Hand vor. Ich sah, daß sie zitterte. Für sie mußte es tatsächlich etwas ganz Besonderes sein, nach dem Kreuz fassen zu können. Dann berührte sie es mit den Fingerkuppen, zog es etwas von meinem Körper ab, so daß es auf ihrer Handfläche ruhte. »Es ist schön, Mr. Sinclair. Es ist wunderschön. Ein wahres Prachtstück. Mir fehlen die Worte.«

»Ich bin stolz darauf.«

»Das dürfen Sie auch.« Sie lächelte vor sich hin. »Ich spüre, daß von diesem Kreuz etwas abstrahlt, das ich nicht begreifen kann. Ich weiß nicht, was es ist, ich komme damit nicht zurecht, aber mir wird anders, wenn ich es berühre.«

»Es ist eben seine Kraft.«

Die Oberin nickte. »Ja, seine Kraft. Da mögen Sie recht haben. Seine Kraft ist es.«

»Und es ist alt, sehr alt sogar.«

Die Oberin ließ es wieder los. »Biblisch?«

»Das kann man sagen.«

»Und ich habe es gespürt. Gefühlt und gespürt. Nie sah ich ein derartiges Kreuz. Ich möchte Sie nicht nach den Eingravierungen und deren Bedeutungen fragen, Mr. Sinclair, obwohl sie sicherlich sehr wichtig sind, aber ich weiß jetzt, daß nur ein Würdiger dieses wundersame Kreuz überhaupt tragen kann, und das sind Sie wohl.«

Ich nickte dezent.

Die Schwester lächelte. »Irgendwie habe ich gespürt, daß Sie und Ihr Freund etwas Besonderes sind. Ja, das habe ich genau gemerkt. Sie sind etwas Außergewöhnliches.«

»Waren wir nicht Feinde für Sie?« fragte Suko.

»Daran haben Sie doch selbst die Schuld getragen, als Sie nach diesem Walt fragten und seinen Freunden.«

»Die Sie auch kennen, nicht?«

»Nein, nicht direkt, aber das ist etwas anderes. Sie sind jetzt wichtiger, Sie und auch Angelina.« Die Oberin holte einige Male Luft bevor sie die Frage stellte. »Sind Sie das gleiche wie Angelina? Verfügen auch Sie über Wissen und vor allen Dingen die Gabe, die bösen Geister austreiben zu können?«

»Sie meinen den Exorzismus?«
»Was sonst?«
»Auch wenn wir Sie enttäuschen müssen, Schwester Martha, wir sind keine Exorzisten. Wir kommen von Scotland Yard, wir sind Polizisten.«
Die Oberin staunte nicht mal. Das hatte sie wohl in unserer Gegenwart verlernt. Sie fragte nur:
»Aber Sie sind keine einfachen Polizisten, meine ich.«
»Da haben Sie recht, Oberin. Wir sind Polizisten, die sich auf ein bestimmtes Gebiet spezialisiert haben. Wir jagen zwar auch Menschen, aber es sind meist Verbrecher, die sich mit den Mächten der Finsternis verbündet haben und beinahe auf eine Stufe mit Dämonen und dämonischen Abkömmlingen gestellt werden können. So und nicht anders müssen Sie das sehen. Ich haben Ihnen unsere Aufgabe nur im Groben umrissen.«
»Das ist gut«, sagte die Oberin. Sie kam mir vor wie abwesend. »Es ist auch nicht wichtig, und ich freue mich, daß Angelina Unterstützung bekommen hat.«
»Gegen wen?« fragte Suko.
»Das wissen Sie nicht?«
»Nein.«
Die Schwester war so überrascht, daß sie ein Lachen nicht verbeißen konnte. »Aber Sie selbst haben doch von der Gruppe erzählt. Von diesen angeblichen Freunden, zu denen auch Walt Snyder gehörte.«
»Sie kennen seinen Namen?« wunderte sich Suko.
»Es blieb nicht aus.«
»Dann wissen Sie mehr über ihn als wir.«
»Das nehme ich Ihnen sogar ab«, erklärte die Oberin lächelnd. »Ja, das nehme ich Ihnen ab. Er war ja nicht allein. Andere gehörten zu ihm. Nur war er derjenige, den Angelina als letzten erwischt hat. Jetzt ist er tot.«
»Wie die anderen?« wollte ich wissen.
Die Oberin gab darauf keine Antwort, sondern verfolgte ihren Gedanken weiter. »Wissen Sie, dieser Walt Snyder ist eigentlich derjenige gewesen, mit dem alles begonnen hat. Er hat sie, wie ich von Angelina hörte, in Italien getroffen. Bei einer seiner Reisen ist sie ihm über den Weg gelaufen. Das liegt zwei Jahre zurück. Sie war noch jünger, und sie war naiv, nicht durchtrieben. Ein wunderschönes, junges Mädchen, das in die Falle des Mannes gelaufen ist, ohne es zu merken. Und sie hat sich auch gern fangen lassen, wie ich jetzt weiß. Er hat sie einfach geblendet und die uralten Werte, die Angelina von ihrer Familie mitbekommen hat, zerstört. Sie glaubte ihm plötzlich mehr und verließ ihr Zuhause.«
»Nahm er sie mit nach London?«

»Ja, Mr. Sinclair. Das junge Geschöpf beging den Fehler, ihm nach London zu folgen. Und hier geriet Angelina vom Regen in die Traufe. Sie hatte nichts, sie kannte niemanden, selbst ihren Glauben hatte man ihr genommen, und dieser Mann stellte sie seinen Freunden vor, die allesamt vom rechten Weg abgekommen waren und dem frönten, was schon im Alten Testament verdammt worden war.«

»Können Sie deutlicher werden?«

»Sicher, das kann ich.« Sie blickte mich starr an. »Aber es ist nicht einfach zu ertragen.«

»Wir sind Kummer gewohnt.«

Die Frau ballte beide Hände zu Fäusten. »Er hat sie dann mißbraucht. Nicht nur er, auch die anderen. Sie wurde zu einem Spielball dieser widerlichen und gottlosen Gestalten, und sie war einfach zu schwach, um sich dagegen zu wehren.«

»Wie mißbrauchte man sie?«

»Nicht nur sexuell.«

»Das taten viele.«

»Ja, denn ihre Feste oder Feiern waren widerlich und dem Teufel geweiht. Ich will Ihnen nicht sagen, was diese Menschen genau mit ihr taten, das ist zu grauenvoll und übersteigt das Vorstellungsvermögen. Aber es war ja nicht nur dieses eine, sie haben ihr noch etwas anderes genommen.«

»Was?«

Die Oberin hob die Schultern. »So genau kann ich es Ihnen nicht sagen, Mr. Sinclair, aber sie haben ihr etwas genommen, was sie von der Familie schon als Kind mitbekommen hat. Sie nahmen ihr den Glauben an Gott und an die Gerechtigkeit. Für sie war die Kirche ein Monstrum, ebenso wie die übrigen Religionen diese Welt. Sie selbst dienten dem Satan. Und der Satan hat schon immer ein besonderes Verhältnis zu Frauen gehabt, das mußte auch Angelina gespürt haben.«

»Aber wie kam sie ins Kloster? Praktisch in eine Gegenwelt. Sie hätte hier nicht leben können und…«

»Es gelang ihr irgendwann die Flucht vor diesen Menschen. Sehen Sie es als einen Zufall an: Sie fand uns, und wir nahmen sie auf. Angelina war völlig verstört. Es dauerte Monate, bis wir sie wieder befreit hatten.«

»Wie taten Sie das?« fragte Suko.

Die Oberin hob die Schultern. Sie wirkte etwas verlegen. »Nun ja, durch die alten Methoden. Uns waren die Überlieferungen eben bekannt.«

»Sie sprechen vom Exorzismus.«

»Den meine ich.«

»Und dann?«

»Wir trieben ihr das Böse aus, aber nie hat sie vergessen können. Die Erinnerungen waren noch sehr frisch, und sie erklärte uns, welchen Weg sie gehen würde.«
»Den der Rache!«
»Ja, Mr. Sinclair, den Weg der Rache, und wir hatten nichts dagegen, auch wenn Sie es vielleicht mit anderen Augen sehen. Hier ging es Auge um Auge und Zahn um Zahn. Sie mußte sich noch mehr befreien, obwohl sie schon sehr stark war. Aber es fehlte noch der gewisse Glanzpunkt, wenn ich das so sagen darf.«
»Ging sie wieder zu den Männern zurück?«
»Nein, nicht direkt. Nicht zurück in ihr Gefängnis. Sie traf sich mit ihnen.«
»Einzeln?«
»Sicher.«
»Und was geschah dabei?«
Die Oberin hob die Schultern. »Sie hat mich nicht mitgenommen, ich weiß es nicht.«
Das glaubte ich ihr nicht ganz. »Man kann das Schlimmste befürchten, nicht wahr? Wir haben es bei diesem Walt Snyder gesehen. Er ist tot. Und warum sollten die anderen verschont geblieben sein?«
Die Frau vor uns schwieg.
Aber wir wollten mehr wissen, und wir kamen dabei vom Thema Angelina ab.
»Es gab da diese Männer«, sagte ich. »Diese Typen, zu denen Angelina geschleppt wurde. Wer waren sie? Bestand zwischen ihnen nur eine lockere Freundschaft oder mehr?«
»Das ist mir nicht bekannt.«
»Dürfen Sie auch lügen?« fragte Suko.
»Warum soll ich lügen?«
»Da Sie schon so viel wissen, Oberin, können wir davon ausgehen, daß Sie nachgefragt haben und sicherlich auch Antworten bekamen. Oder sollten wir uns irren?«
»Ich weiß ja nicht, was Sie hören wollen.«
»Mehr über die Personen.«
»Sie haben eine Gruppe gebildet.«
»Wunderbar. Welche?«
»Sie gaben sich einen Namen, der zu ihnen paßte. Angeblich soll es noch viele von ihnen geben, aber das weiß ich nicht. Jedenfalls strebten sie nach Werten, die für mich und meine Mitschwestern einfach nur furchtbar sind. Diese Männer, die zu einer Gruppe zusammenkamen, nannten sich Satanisten.«
Bisher war unser Gespräch ziemlich flüssig verlaufen, doch als dieser Begriff gefallen war, zuckten Suko und ich wie unter einem

gemeinsamen Schlag zusammen.
Die Satanisten!
Verdammt noch mal, die kannten wir! Es lag ungefähr ein Jahr zurück, und es war ein verdammt böser Fall gewesen. Diese Männer, die nur ihren besonderen Spaß haben wollten, hatten sich damals zu einem Höllenclub zusammengeschlossen, um eine jahrhundertealte Vereinigung wieder auferstehen zu lassen, eben die Satanisten, die nichts anderes im Sinn hatten, als ihren Egoismus.
Die auf Menschen und deren Psyche keine Rücksicht nahmen. Sie wollten sie nur für sich haben.
Sie wollten darüber entscheiden, ob jemand starb oder am Leben blieb, und sie hatten zugleich im Bann eines jahrhundertealten Wesens gestanden, des Gründers dieses Clubs, der wider alle Gesetze überlebt hatte.
»Was ist mit ihnen?« fragte die Oberin. »Warum schauen Sie sich so seltsam an?«
»Es ist durchaus möglich, daß wir sie kennen«, sagte Suko.
»Ach? Kennen? Oder hatten Sie schon mal mit Ihnen zu tun?«
»Das letzte.«
Sie schob ihr Kinn vor. »Dann wissen Sie ja, wovon ich rede.«
»Schon, aber wir haben gedacht, diesen Höllenclub gesprengt zu haben. Deshalb sind wir so überrascht.«
»O nein, o nein, meine Herren. Das Böse kann man nicht ausmerzen oder sprengen. Es ist immer und überall vorhanden. Es regeneriert sich. Es gibt und gab zu allen Zeiten Menschen, die ihm gefolgt sind, und das wird auch zu allen Zeiten so bleiben. Sie müssen es mir glauben. Ich weiß das genau.«
»Also waren noch welche vorhanden.«
»Ja.«
Ich fragte weiter. »Und Angelina ist ihnen in die Falle gegangen. Sie wurde zu ihrem Spielball, ihrem Opfer, und sie hat sich letztendlich gerächt.«
»Ja, sie fand den Weg der Rückkehr«, umschrieb die Oberin die Rache der Angelina.
Ich fürchtete mich ein wenig vor der entscheidenden Frage, stellte sie dann aber doch. »Sind noch welche übriggeblieben? Oder hat sie nichts mehr damit zu tun?«
»Nein, es gibt keine mehr. Zumindest nicht aus ihrer Gruppe, wie ich weiß.«
»Tot?«
Die Schwester senkte den Blick. »Sind sie alle tot?«
»Meine Güte, sie sind bestraft worden!« schrie sei uns an. »Sie haben die Strafe verdient gehabt. Sie waren auch nicht mehr zu bekehren. Sie waren durch und durch schlecht, im Gegensatz zu Angelina, die

nur ein Opfer gewesen ist.«

»Es war trotzdem keine Antwort auf die Frage meines Kollegen«, sagte Suko.

»Was wollen Sie denn hören?«

»Die Wahrheit. Die ungeschminkte Wahrheit. Nicht mehr und nicht weniger. Das ist alles!«

Die Oberin kaute auf ihrer Unterlippe. Diesmal zeigte ihre Stirn Falten, als sie nachdachte, um schließlich die Schultern zu heben. Wir verhielten uns neutral und warteten auf die Antwort.

»Verdient hätten sie es«, sagte die Frau. »Sie hätten es wirklich verdient, aber noch leben sie. Noch, sage ich.«

Mir fiel zunächst ein Stein vom Herzen, und auch mein Freund Suko wirkte erleichtert. Diese Antwort warf zugleich neue Fragen auf, mit denen ich nicht hinter dem Berg hielt. »Sie leben noch, haben Sie gesagt, Oberin. Ich schließe daraus, daß dies nicht so bleiben soll - oder?«

Sie hob die Schultern.

»Ja oder nein!«

»Angelina wird sie bekehren.«

»Exorzieren, meinen Sie?«

»Ja.«

»Und dann?«

»Es kommt darauf an, wie stark sie unter dem dämonischen Einfluß stehen. Bei Walt Snyder war er sehr stark. Was aber mit den anderen ist, kann ich nicht sagen.«

»Wie viele sind es denn?« erkundigte sich Suko.

»Noch fünf.«

»Und diese Satanisten sind auch für Angelina greifbar, wenn Sie wissen, was ich meine.«

»Das sind sie.«

»Dann finden wir sie hier im Kloster!«

Schwester Martha nickte.

Suko stieß die Luft aus und nickte mir dann zu. »Ich denke, daß wir uns die Räume genauer anschauen sollten.«

»Ja, das finde ich auch.«

Die Oberin erschrak. »Wieso? Was wollen Sie? Wo wollen Sie hin? Sie können nicht…«

»Doch, wir können.«

Sie wurde wütend und trat mit dem Fuß auf. »Sie wollen nur stören und zerstören. Das kann ich nicht zulassen. Es ist allein Angelinas Sache. Sie ist inzwischen fast wieder gesund. Sie wird es schaffen. Sie haben sie selbst gesehen. Sie leidet stark unter ihren Kräften, die sie hier im Kloster bekommen hat. Sie muß den Druck einfach loswerden, der trotz allem noch auf ihr lastet und deshalb…«

»Deshalb werden wir dabeisein«, sagte ich. »Holen Sie Angelina aus ihrem Zimmer.«
Für einige Sekunden sah die Oberin aus, als wollte sie sich dagegen sträuben. Aber sie war Menschenkennerin genug, um uns anzusehen, daß wir nicht spaßten.
»Ja, gut, meinetwegen.« Sie stimmte zu und holte einen Schlüssel hervor. »Ich werde es ihr sagen…«
»Nein, lassen Sie das. Wir gehen einfach mit. Sie halten die Männer doch hier im Kloster gefangen, nehme ich an.«
»Ja, Mr. Sinclair. Im Keller.«
»Gut.«
Mehr brauchten wir nicht zu sagen. Die Oberin wandte sich ab und ging auf die Tür zu. Die Klappe ließ sie geschlossen, jetzt kümmerte sie sich um das schmale Schloß, in dem der Schlüssel verschwand und zweimal gedreht wurde.
Wir hielten uns im Hintergrund und sprachen flüsternd miteinander. »Hättest du das gedacht, John?«
»Nein, das nicht. Die Satanisten und…«
Die Oberin unterbrach mich. Bevor sie die Tür aufzog, drehte sie sich noch einmal um. »Wie sind Sie überhaupt auf dieses Kloster gekommen? Wie fanden Sie die Spur?«
»Das war einfach«, sagte Suko.
»Ich weiß es nicht.«
»Ist Ihnen nicht aufgefallen, daß Sie in der letzten Nacht ein Gast verlassen hat?«
Zuerst mußte die Frau überlegen, dann ging so etwas wie ein Licht in ihren Augen an. »Sie meinen doch nicht Marion Bates?«
»Genau sie.«
Die Oberin schloß für einen Moment die Augen. »Himmel!« flüsterte sie. »Ich habe es geahnt. Ich habe es doch geahnt! Ja, das habe ich…«
»Holen Sie Angelina«, sagte ich nur.
Sie zog endlich die Tür auf, und wir konnten sehen, daß Angelina nur darauf gewartet hatte, denn sie erhob sich von ihrem Schemel und verließ ihre »Zelle«…

***

Ja, sie war noch ein Mensch, auch wenn ihr Gesicht noch immer blutverschmiert war. Aber sie ging wie jemand, der mit seinen Gedanken weit, sehr weit weg war und sich um die reale, normale Umgebung nicht kümmert.
Diesen Gesichtsausdruck, der so entrückt war, sahen wir bei ihr nicht zum erstenmal. Wir hatten ihn schon bei anderen Menschen erlebt, die von dem geleitet wurden, was in ihnen steckte.
Die Oberin hatte die Tür weit geöffnet, so daß Angelina ungehindert

ihren Raum verlassen konnte.

Die Hände hielt sie gegen den Leib gepreßt und aus ihnen hervor ragte das schwarze Kreuz, auf das sie sich so stark verließ.

Sie trug diesen umhangartigen, dunklen Mantel. In ihm wirkte sie wie eine Person, die zur Hinrichtung geführt werden sollte. Angelina nahm gar nichts von ihrer Außenwelt wahr. Zwar schaute sie nach vorn, aber ihre Blicke schienen eher nach innen gerichtet zu sein, wo ihre eigenen Vorstellungen und Gedanken aufgewirbelt wurden. Sie hatte den Schrecken vergessen wollen und war in eine Lage geraten, an der sie schwer zu leiden hatte, auch jetzt.

Uns sah sie nicht. Sie ging einfach weiter. Sie schaute gegen die Außentür, aber ob sie die tatsächlich wahrnahm, das war fraglich.

Uns nahm sie nicht zur Kenntnis. Ich hatte inzwischen mein Kreuz in die Tasche gesteckt und wollte es erst später wieder hervorholen, aber nicht jetzt.

Nach wie vor zeigte ihr Gesicht die roten Flecken. Nur schimmerten sie jetzt nicht mehr so feucht wie bei unserem ersten Treffen. Das meiste Blut war eingetrocknet. Angelinas Lippen bewegten sich, doch wir hörten sie erst, als sie uns fast erreicht hatte.

Es waren lateinische Worte. Sie hörten sich nicht an wie ein Gedicht, da reimte sich nichts. Wir mußten davon ausgehen, daß sie die Beschwörungsformel mehrmals wiederholte.

Die Oberin blieb ihr auf den Fersen. Als Angelina die Tür öffnete, um in den Gang hinauszutreten, bewegten auch wir uns. Dagegen hatte Schwester Martha etwas.

»Nein, nicht«, sagte sie. »Lassen Sie mich erst gehen. Ich will in ihrer Nähe bleiben. Ich habe Angelina versprochen, auf ihrem schwersten Gang an ihrer Seite zu bleiben.«

»Wie Sie meinen«, sagte ich.

Die Oberin ging an uns vorbei. Mit zwei, drei schnellen Schritten hatte sie ihren Schützling eingeholt, blieb auch an Angelinas Seite und legte ihr eine Hand auf die Schulter. Sie sprach flüsternde Worte gegen ihr Ohr, die wir nicht verstanden, und auch die junge Frau zeigte keine Reaktion.

Wir schlossen uns den beiden an.

Während die Oberin ging, drehte sie sich um. »Ich vermute, daß Sie wissen wollen, wohin wir gehen werden. Zunächst in die kleine Kapelle, von dort gibt es eine Verbindung zu unserem Haus!«

»Und dann?« fragte ich.

»Warten Sie es ab, meine Herren.«

Es blieb uns nichts anderes übrig, und wir gingen durch den leeren Gang. Wieder begegnete uns keine weitere Nonne, doch sicherlich lauerten noch Überraschungen auf uns.

Draußen hatte die abendliche Dämmerung den Tag abgelöst. Dieses

düstere Grau paßte zu unserer Stimmung, denn wir würden sehr bald etwas erleben, das bis dicht an die Existenz des Menschen heranging und auch schwer zu begreifen war.

Der Flur endete, wie hätte es auch anders sein können, vor einer Tür. Sie war schmal, sie bestand aus hellem Holz und war mit Schnitzereien verziert worden, die allesamt Gesichter mit traurigen und leidenden Ausdrücken zeigte.

Das mußte die Tür der Kapelle sein, und das war sie auch, denn wenig später befanden wir uns in der kleinen Kirche, in der eine ungewöhnliche Atmosphäre herrschte.

Ungewöhnlich deshalb, weil es nicht richtig dunkel, aber auch nicht normal hell war.

Es gab Licht, das stammte von den dicken Kerzen, die strategisch günstig verteilt standen, so daß sie ihre Lichtinseln vereinigten und nur wenige dunkle Stellen blieben.

Der Altar war zwar klein, sah aber sehr wertvoll aus, was an den Bildern liegen mußte, die als Triptychon hinter der Altarplatte aufragten und der Muttergottes geweiht waren. Der Altar lag voll im Kerzenlicht.

Die wenigen Bänke bildeten nur eine Reihe. Sie bestanden aus dunklem Holz und waren an den Rändern mit Schnitzereien verziert. An den Wänden entdeckten wir die Bilder der einzelnen Kreuzweg-Stationen.

Die beiden Frauen schritten auch jetzt vor uns her. Während sich die Oberin normal bewegte, ging Angelina geduckt und mit krummem Rücken. Sie erinnerte mich dabei an eine Büßerin.

An der hinteren Sitzreihe gingen wir entlang und hielten den Abstand zu den vor uns herschreitenden Frauen gleich. Ab und zu streifte uns das warme Licht einer Kerzenflamme oder fuhr wie ein huschender Schatten an den Augen entlang.

Es sprach keiner von uns. Auch die gebeugt gehende Angelina sagte kein Wort. Sie ließ sich von der Oberin führen, die eine Hand in der Armbeuge des Schützlings geschoben hatte.

»Bin gespannt, wo es hier zum Keller geht«, wisperte ich Suko zu, der nur die Schultern hob und mir keine Antwort geben konnte. Einen Zugang sahen wir nicht, dafür jedoch eine Tür, die sich direkt neben einer Nische befand, auf deren halbhohem Sockel eine Heiligenfigur ihren Platz gefunden hatte.

Während die Oberin die Tür aufzog, blieben wir neben der Figur stehen. Auch ihr Gesicht zeigte einen leidenden Ausdruck, als wollte sie eine Religion vermitteln, in der es kaum eine Freude gab.

Schwester Martha zog die Tür auf. Ich hatte mich auf die Zehenspitzen gestellt, um über ihren Kopf zu schauen. Mein Blick fiel in einen kleinen Raum, möglicherweise eine Sakristei, aber dafür war

er zu klein, mehr eine große Nische mit einer Plattform, an deren rechter Seite eine Treppe begann.

Sie führte in den Keller!

Vor der Treppe waren die beiden Frauen stehengeblieben, auch wir blieben im Schatten der Tür. Die Oberin drehte sich um. Neben ihr stöhnte die gebückt wartende Angelina. Ich konnte mir vorstellen, daß sie wieder Blut schwitzte. Sie hielt das dunkle Kreuz so fest umklammert, als wollte sie das Holz zerbrechen.

Die Oberin drehte sich um. Aus ernsten Augen schaute sie uns an. »Wir stehen hier vor dem letzten Gang. Sicherlich haben Sie schon bemerkt, wie schlecht es Angelina geht. Sie leidet. Der Druck auf sie ist ungemein stark, aber sie weiß auch, daß sie diesen Weg gehen muß, denn es gibt nur den einen.«

»Wir haben verstanden.«

»Das ist gut.« Die Oberin flüsterte ihrem Schützling noch etwas ins Ohr, erntete jedoch keine Reaktion. Erst als sie ihre Hand gegen den Rücken der jungen Frau drückte, da setzte sich Angelina in Bewegung. Zum Glück war an der rechten Seite der hellen Wand ein Geländer befestigt, an dem sie sich festklammern konnte.

Ihre Schritte waren zitternd, und auch sie schwankte leicht hin und her. Wir hörten sie atmen, aber uns kam es mehr wie ein schweres Stöhnen vor.

Stufe für Stufe überwand sie. Da die Treppe einen Linksbogen schlug, war ihr Ende für uns nicht zu erkennen, aber wir gingen der Stille entgegen und zugleich einer sehr unruhigen und flackernden Welt, die sicherlich durch das dort vorhandene Kerzenlicht geschaffen wurde.

Je tiefer wir kamen, um so heller wurde es. Da hatte der Schein bereits eine Chance, sich über die Wände zu legen. Nicht ruhig, sondern flackernd und ziemlich nervös.

Das alles sah Angelina nicht. Sie blieb in ihrer Haltung, entschwand nach dem Bogen - für einen Moment unseren Blicken. Wir erreichten die Stelle ebenfalls und hatten zum erstenmal einen freien Blick in den Keller.

Zugleich, als hätten wir uns abgesprochen, blieben wir stehen, denn was wir dort sahen, strömte etwas Unheimliches, Gespenstisches und auch negativ Religiöses aus, daß es selbst uns für einen Moment den Atem verschlug und wir uns vorkamen wie Beobachter, die einen Blick in die Vergangenheit warfen, als die Inquisition wütete.

Der ziemlich große Keller wurde einzig und allein vom Licht der zahlreichen Kerzen erhellt, von denen einige rußten und dünne Fäden gegen die Decke schickten.

Jetzt sahen wir auch einmal andere Bewohner, denn gehalten wurden die Kerzen von zahlreichen Nonnen, deren Gestalten und Gesichter unbeweglich waren.

Sie hielten Wache, hatten einen Kreis um die Gefangenen gebildet. Fünf Männer hatte man in einen Gitterkäfig gesperrt!

Es war ziemlich groß, viereckig und stand auf dem Boden. An der uns zugewandten Seite war im Käfig eine Gittertür.

Keiner der Gefangenen stand mehr auf den Beinen. Sie hatten sich auf den Boden gelegt oder gehockt. Ihre Gesichter waren bleich, und sie starrten mit stoischen Gesichtsausdrücken ins Leere.

Die Kleidung mochte mal gut gewesen sein, nun aber zeigte sie große Schmutzflecken und war an vielen Stellen eingerissen.

Wirre Haare, verdreckte und verschwitzte Gesichter mit weit geöffneten Augen, die einen lethargischen Ausdruck zeigten. Hin und wieder fing sich in den Pupillen das Licht der Kerzen.

Auf dem Boden standen Schalen und kleine Krüge. Darin war ihnen das Essen und das Trinken gereicht worden. In den Schalen klebten noch Reste, aber die Krüge waren leergetrunken.

»Das also sind sie«, flüsterte Suko. »Fünf Männer, die verschwunden sind. Die einfach aus ihrem Alltagstrott herausgerissen wurden. Niemandem ist es aufgefallen.«

»Woher willst du das wissen?«

»Haben wir etwa Anzeigen über Vermißte bekommen?«

»Nein, wir nicht.«

»Du denkst an die Kollegen?«

»Auch, aber mir ist eine andere Möglichkeit in den Sinn gekommen. Es könnte ja auch sein, daß sie gar nicht vermißt werden und sich normal verabschiedet haben, um irgend etwas gemeinsam zu unternehmen. Oder ist das so unwahrscheinlich?«

Suko hob nur die Schultern.

Unsere Gedanken wurden durch die Vorgänge im Keller gestoppt, denn Angelina hatte ihr Ziel erreicht, da sie nicht vor der Gittertür stehengeblieben war.

Die Nonnen, die als Wächterinnen fungierten, verbeugten sich kurz vor ihr, denn Angelina mußte für sie so etwas wie eine Heilige oder zumindest eine besondere Person sein.

Dann aber schauten sie die Oberin an, die steif auf dem Fleck stand und nicht den Eindruck machte, als wollte sie eingreifen. Für die Nonnen war ihre Oberin nicht mehr wichtig, denn nicht weit von ihr entfernt, aber noch auf der Treppe, standen wir.

Wir sahen ihre Augen auf uns gerichtet. Was sie über uns dachten, war nicht in ihren Blicken zu lesen. Sie alle erinnerten mich zudem an ferne Wesen, die trotz ihre unterschiedlichen Alters irgendwie gleich aussahen, was wohl an der uniformen Kleidung lag.

Die Oberin drehte sich um. Sie hatte uns einen Eindruck von diesem Kellerraum vermitteln wollen.

Nun aber schaute sie zu uns hoch, und sie würde nicht still bleiben

wie die anderen Nonnen, das wußten wir.
»Nun, meine Herren, haben Sie gesehen, was Sie sehen wollten?«
Wir bejahten.
»Und Sie können auch erkennen, daß wir alle hier zusammenhalten. Es gibt keine Unterschiede. Jede meiner Mitschwestern ist bereit, den Weg der anderen einzuschlagen. Sie alle wissen, daß der Hölle entschiedener entgegengetreten werden muß. Sie darf nicht gewinnen. Der Teufel ist nicht der Herr der Welt, sondern ein anderer, und ihm allein dienen wir, nicht dem Satan, wie diese Männer dort«, sie wies auf den Käfig, »die Schreckliches mit Angelina angestellt haben. Nie wird sie so werden, wie sie einmal war. Sie leidet unter wahnsinnigen Schuldgefühlen, denn auch wir haben sie trotz aller Anstrengungen nicht mehr in das Leben zurückführen können, das sie in ihrer Heimat gelebt hat. Aber sie ist bereit, es zu beenden, jetzt und hier.«
»Und was genau hat sie vor?« fragte Suko.
Wieder deutete die Frau auf den Käfig. »Das kann ich Ihnen sagen, meine Herren. Sie wird ihn betreten, und sie wird versuchen, die Männer auf den rechten Weg zu führen. Es ist ihr eigener Wille. Es ist ihre einzige Aufgabe, die sie sich gestellt hat. Nur so kann sie noch über den Schatten des Bösen hinwegspringen, der sie umgibt. Sie muß diesen Exorzismus durchführen.«
»Dann sind die Männer alle besessen?« erkundigte ich mich.
»Das sind sie.«
»Und woher, Oberin, wollen Sie das wissen?« Ich hatte meiner Stimme einen skeptischen Klang gegeben, den sie wohl vernommen hatte.
»Verlassen Sie sich auf mich. Ich weiß es.«
»Denken Sie auch an Walt Snyder?«
»Wieso?«
»Ganz einfach. Was geschieht, wenn diese Männer ebenso sterben wie Snyder?« Ich hatte direkt in das starre Gesicht der Oberin hineingesprochen, in dem nicht mal die Augen Regung zeigten, deshalb überraschte mich auch ihre Antwort nicht.
»Dann haben Sie es nicht anders verdient!«
»So, denken Sie?«
»Das müßten Sie auch, meine Herren. Aber wir haben genug geredet. Sie können sich entscheiden. Entweder verlassen Sie das Kloster, oder Sie bleiben hier und verhalten sich ruhig.«
»Wir bleiben!« erklärte Suko in meinem Sinne. Aber er fügte nicht hinzu, daß wir uns auch ruhig verhalten würden, was der Oberin zum Glück nicht auffiel.
Sie wandte sich ihrem Schützling zu und trat dabei wieder sehr nahe an Angelina heran. Dabei flüsterte sie ihr etwas ins linke Ohr, das Angelina auch wohl verstand, denn sie gab ihre Antwort durch ein

Nicken. Die anderen Nonnen schauten bewegungslos zu. Unter den flachen Hauben wirkten die Gesichter wie kaltes Fett.

Schwester Martha richtete sich wieder auf. Dann griff sie abermals in die Tasche ihrer langen Kutte und holte einen Schlüssel hervor. Es war ein langer Schlüssel, der ziemlich alt aussah und zu dem einfachen Schloß des Käfigs paßte.

Als die Nonne an das Gitter der Tür herantrat, wurden auch die fünf Gefangenen »wach«. Sie merkten, daß etwas nicht mehr so war, wie sie es kannten. Unruhe breitete sich zwischen ihnen aus.

Einer machte den Anfang und kroch von der Tür weg, wobei er schließlich mit beiden Händen zwei Gitterstäbe an der anderen Seite umklammerte und sich dabei hingekniet hatte. Er schaute in die starren Gesichter der Nonnen, und wir hörten, wie er sie mit rauher Stimme um Hilfe bat.

Die Angsprochenen aber bewegten sich nicht.

Die vier anderen Gefangenen rückten enger zusammen, als könnten sie sich so gegenseitig einen besseren Schutz geben.

»Wann greifen wir ein?« wollte Suko von mir erfahren.

»Noch nicht.«

»Du willst sie erst in den Käfig hineinlassen?«

»Ja, mal sehen, was geschieht.«

»Sind es wirklich Satanisten?« flüsterte Suko. »Oder denkst du anders darüber?«

»Es scheinen welche zu sein. Alles weist darauf hin.«

»Wir haben aber nur die Aussagen der Oberin.«

»Ich denke nicht, daß sie uns angelogen hat.«

Schwester Martha hatte mittlerweile den Schlüssel in das Schloß an der Gittertür gesteckt. Sie drehte ihn herum, und die dabei entstehenden Geräusche unterbrachen die Stille. Sie ließen aber auch Angelina aufmerksam werden und rissen sie aus ihrer Erstarrung. Plötzlich hatte sie ihre gebückte Haltung vergessen, sie stand jetzt aufrecht, fast kerzengerade.

Jeder wartete darauf, daß die Oberin die Tür aufzog, und sie tat es auch. Dabei ging sie langsam vor, überstürzte nichts, als wäre sie selbst eine Regisseurin, die alles zuvor genau geplant hatte.

Die Gittertür öffnete sich unter einem leisen Quietschen. Vier Augenpaare schauten aus dem Innern des Käfigs in diese Richtung. Nur der fünfte Mann umklammerte noch immer die Stäbe. Er war aber trotz des Halts davor zusammengesunken, die Nonnen hatten schon dafür gesorgt, daß sich ihre Körper schwächten.

Die Oberin betrat den Käfig selbst nicht, sondern ging zurück. Aber sie schickte noch ihre Botschaft hinein, und die war nicht eben fröhlich oder optimistisch. »Der Tag der Rache ist gekommen. Auge um Auge, Zahn um Zahn. Was ihr dieser jungen Frau angetan habt, ist

unaussprechlich. Dank einer glücklichen oder himmlischen Fügung ist sie bei uns im Kloster gelandet, so daß wir uns um sie kümmern konnten. Ganz gesund ist sie nicht geworden, aber sie hat gemerkt, daß es noch eine andere Seite gibt und diese ihr den Auftrag gab, sich zu rächen. Abrechnen mit den Vasallen der Hölle - denn nichts anderes seid ihr. Vasallen des Satans, die seinen Weg gehen wollten, um das fadenscheinige Glück auf Erden zu erreichen. Ihr seid von seiner Bosheit und Menschenverachtung durchdrungen, das habt ihr der Frau gegenüber bewiesen, als es euch gelang, sie zu zerstören. Aber nicht völlig, sie hat überlebt, sie ist wieder erstarkt, und sie wird es euch jetzt beweisen. Geh zu ihnen, Angelina! Nimm deine Chance endlich wahr.«

Auch jetzt sagte die junge Frau nichts. Wir hatten eigentlich noch nie ihre Stimme in normaler Lautstärke gehört. Äußeren Einflüssen gegenüber war sie willenlos, doch in ihrem Innern hatte sie eine sehr starke Aura aufgebaut: Niemand sprach. Alle Augen waren auf die schmal wirkende Person in dem dunklen Mantel gerichtet, als sie auf den Käfig zuschritt. Die offene Tür behielt sie im Blick, sie sah auch die Männer hinter den Eisenstäben, die plötzlich Furcht bekamen, sie aber nicht so offen zeigten, sondern noch dichter zusammenrückten, als könnten sie ausschließlich in der Gruppe Schutz finden.

Ich fand, daß wir zu weit vom eigentlichen Schauplatz des Geschehens entfernt standen, stieß Suko an und betrat einen Moment später die vor mir liegende Stufe.

Auch Suko blieb nicht stehen. Beide bewegten wir uns äußerst vorsichtig, weil wir die anderen nicht aufmerksam machen wollten. Für sie alle gab es nur ein Sichtziel - Angelina.

Sie hatte den Käfig betreten. Die Tür ließ sie offen, aber keiner der Männer unternahm einen Fluchtversuch.

Der Mann am Gitter hatte ebenfalls die Veränderung gespürt. Er ließ die Stäbe los und drehte sich sehr langsam um. Als er Angelina vor sich sah, schrak er zusammen, riß den Mund auf, um zu schreien, nicht einmal das schaffte er. Der Mann brach auf der Stelle zusammen. Dann kroch er wie ein Wurm über den schmutzigen Boden auf die Frau zu, die sich auf ihre Art und Weise um ihn kümmerte.

Sie hob das rechte Bein an.

Dann trat sie zu.

Der Schuh traf den Mann am Kopf, der einen Wehlaut ausstieß und vor Angelina liegenblieb.

Um ihn brauchte sie sich nicht mehr zu kümmern. Dafür aber um die anderen.

Wie gefangene Tiere hockten sie in der Ecke. Sie starrten zu der Person hoch, die sich einmal in ihrer Gewalt befunden hatte, wo sie ebenfalls zu einem Spielball des Satans hatte werden sollen.

Nun drehte sie der, Spieß um. »Ihr habt mich den Weg des Bösen gehen lassen wollen!« flüsterte sie ihnen scharf ins Gesicht, »aber ich war trotz allem zu stark. Ihr habt mich auf euren Altar gelegt. Ihr habt mich vergewaltigt, euren Spaß mit mir gehabt, und ich mußte dabei zur Decke schauen, wo ich sein schreckliches Abbild sah. Doch ich bin euch entkommen, und ich habe Rache geschworen. Einer von euch ist bereits tot. Der dämonische Keim steckte zu tief in ihm. Er konnte dem geweihten Wasser nicht entkommen, das bei ihm wie eine Säure wirkte. Es hat ihn zerstört, und ich werde diesen Exorzismus auch gegen euch einsetzen. Vielleicht werden ihr noch gerettet und auch bereuen. Vielleicht aber trifft euch der Tod.«

Ob sie eine Antwort erwartet hatte, das konnte keiner von uns wissen.

Jedenfalls ließ sie sich nicht aufhalten, und sie griff unter ihre Kutte, wo sie die Kugel versteckt hielt.

Es war eine Weihwasserkugel, an der eine Kette befestigt worden war. Erst umwickelte die Frau ihr Handgelenk damit, dann schaute sie wieder zur Decke. Aus ihrem Mund drangen flüsternd die alten Beschwörungsformeln der Exorzisten. In lateinischer Sprache, wobei jeder von uns des öfteren den Begriff *satanas* hörte.

Ich behielt die vier Männer im Auge. Jedesmal, wenn dieses Wort in Verbindung mit den anderen Worten der Beschwörungsformel fiel, zuckten sie zusammen, als hätte man sie geschlagen.

Genau das war nicht normal.

Für mich gehörten sie bereits zu den Menschen, die tief in den Fallstricken der Höllensöhne gefesselt waren.

Angelina sprach immer lauter. Immer hektischer. Sie redete sich in eine regelrechte Rage hinein. Sie bewegte den Kopf zuckend von einer Seite zur andren, so daß es uns gelang, einige Male ihr Profil zu erkennen. Das Gesicht zeigte einen dunklen Glanz. Für uns ein Zeichen, daß sich die Poren wieder geöffnet hatten und die Frau dabei war, erneut Blut zu schwitzen. Auch das war nicht normal, und mir kam der Gedanke, in ihr ebenfalls eine Besessene zu sehen.

War sie das? Wenn ja, von wem?

Ihre Stimme war kaum noch menschlich zu nennen. Sie schrillte, sie brach durch. Sie geisterte der Decke entgegen und floh als Echo die Stufen der Treppe hinauf.

Die auf den Dochten tanzenden Flammen begannen zu zittern. Sie bewegten sich, sie beugten sich vor, auch zur Seite, sie stellten sich wieder hin, als wäre ein Geist dabei, durch diesen Keller zu fahren. Und sie schufen ein fleckiges Muster auf den Boden und die Wände. So hauchten sie auf ihre Art und Weise diesem Kellerraum ein gespenstisches Leben ein.

Das runde Gefäß mit dem Weihwasser hielt sie in der rechten Hand.

Noch schwenkte sie den Arm nicht, er zitterte nur im Rhythmus der Kopfbewegungen mit.
Aber sie änderte dies.
Plötzlich schwang sie den runden Kessel nach vorn. Das Weihwasser spritzte aus den Öffnungen.
Treffer.
Es regnete auf die vier Männer nieder, die zwar die Arme erhoben hatten, sich aber nicht vor den Tropfen schützen konnten. Sie wurden erwischt, sie schrieen auf, aber sie lachten auch. Öder waren es andere Geräusche?
Ich wußte es nicht.
Ich sah sie nur am Boden liegen, sich dabei winden, und ich dachte daran, daß sie zwar die Botschaft der Hölle aufgenommen und für sich angewendet hatten, im Prinzip aber waren sie keine Dämonen, sondern noch immer Menschen, auch wenn sie zu den Satanisten gehörten.
Wir konnten nicht zusehen, wie Menschen starben.
Und deshalb liefen wir vor!

***

Niemand hatte auf uns geachtet, selbst die Oberschwester nicht, die von dem Geschehen ebenfalls eingefangen worden war und nur den Sieg erleben wollte.
So brachte sie es auch nicht fertig, uns aufzuhalten. Wir glitten an ihr vorbei, hatten auch die anderen Nonnen hinter uns gelassen und betraten den Käfig.
Vor uns tobte Angelina. Sie war nicht aufzuhalten. Sie bewegte sich hektisch, sie schrie ihre ehemaligen Peiniger an und schwang das Kugelgefäß mit dem Weihwasser.
Wir wollten sie stoppen.
Ich war etwas schneller als Suko. Mein ausgestreckter Arm berührte zuerst ihre rechte Schulter, dann glitt meine Hand weiter, um den Arm festzuhalten, das aber gelang mir nicht mehr, denn Angelina hatte gespürt, was mit ihr geschehen sollte.
Sie riß sich wütend frei. Dabei ging sie nach vorn, und ich hielt plötzlich den Stoff des Mantels zerknautscht zwischen meinen Fingern. Er hatte sich durch den Griff gelöst, war von ihrem Körper geglitten, und wir starrten plötzlich auf eine nackte Frau.
Ein gellender Schrei erreichte uns. Die Oberin hatte ihn ausgestoßen. »Was macht ihr da!« brüllte sie und stürmte nach vorn, um uns zu behindern.
Suko nahm sich ihrer an. Er stand da wie ein Felsblock, als die Oberin in seine Arme lief. Und Suko hielt sie fest.
»Neinnn…«

Ich kümmerte mich nicht um die tobende Person, denn sie war bei Suko gut aufgehoben. Für mich war Angelina wichtige, deren Rücken ich bisher nur gesehen hatte.

Nun aber drehte sie sich um. Sie heulte dabei auf.

Dann stand sie vor mir.

Ich starrte auf ihren Körper.

Mein Gott, dachte ich nur!

***

Es war für mich nicht faßbar, wer ihn so gezeichnet hatte. Es mußten die Männer gewesen sein oder irgendeine andere Kraft, die von ihnen ausgegangen war, denn der nackte Körper zeigte sich teilweise verändert, wenn nicht sogar zerstört. Der Körper schien zu verfaulen. Und im Gesicht blutete sie.

Wir standen uns gegenüber. Sie hatte alles andere vergessen. Auch Suko war es gelungen, die Oberin ruhigzustellen, so konnte ich mich voll und ganz auf Angelina, die Exorzistin, konzentrieren.

»Wer bist du?« fragte ich sie.

Mit der freien Hand wischte sie etwas Blut von der Stirn und leckte es dann von ihren Fingern ab.

»Wer bist du?«

»Vielleicht kämpfen wir gegen denselben Feind!«

»Ich kenne dich nicht.«

»Aber ich weiß viel von dir. Was ist mit dir geschehen? Weshalb befinden sich die Flecken auf deinem Körper? Warum blutet dein Gesicht?«

Da in ihren Augen so etwas wie Unruhe entstanden war, glaubte ich, auf der richtigen Fährte zu sein. Angelina aber senkte den Kopf und schaute dorthin, wo ihr schlichtes Holzkreuz auf dem Boden lag.

»Willst du es haben?« fragte ich.

Sie gab mir keine Antwort.

Ich bückte mich blitzschnell und hob das Kreuz wieder auf. In der Bewegung noch erwischten mich einige Weihwassertropfen im Gesicht, die bei mir keine Spuren hinterließen, was Angelina einfach zur Kenntnis nahm. Überraschenderweise aber sprach sie mit mir und sagte mit schon traurig klingender Stimme: »Ich war nicht stark genug. Die anderen waren stärker und härter als ich. Sie haben mich erwischt. Der Geist der Hölle steckt bereits in mir. Das haben diese Männer geschafft, so sehr ich mich dagegen auch wehrte. Aber nicht alles in mir ist verseucht. Sie haben nicht alles geschafft, denn ich habe einen zu großen Willen, und so kämpfen zwei Seelen in meiner Brust. Einmal das eigene Ich, zudem der Geist der Hölle. Ich werde damit nicht leben können, nicht für lange, das weiß ich, aber ich bin noch stark genug, um an einem Ort wie hier existieren zu können.

Und ich habe sie mir geholt. Jeden einzelnen Peiniger, der mir die Macht des Satans in den Körper hineindrücken wollte. Ich konnte fliehen, aber ich muß mich hinnehmen, wie ich bin. Die bösen Ströme in mir sorgen für eine Veränderung, so daß ich allmählich anfange zu verfaulen. Ja, zu verfaulen, wie das große Vorbild der Satansdiener. Das haben sie mir gesagt, aber noch gibt es meine gute Seele. Solange sie vorhanden ist, werde ich mich wehren und rächen.«

»Mit dem Weihwasser?«

»Ja, auch damit.«

»Und dem Kreuz?«

Sie nickte. »Es ist mein Kreuz. Ich habe es mir geschnitzt. Ich war froh, daß ich es konnte. Ich habe es mit dem geweihten Wasser getauft, und ich hoffe darauf, daß es mich beschützt und mein Leben verlängern wird.«

»Ist es denn so stark?«

»Ohne dieses Kreuz wäre ich tot.«

»Aber es kann dein Ende nur hinauszögern.«

»Das weiß ich nicht genau.« Wieder hatten sich Poren in ihrem Gesicht geöffnet und entließen die kleinen, roten Tropfen. Für mich war es auch eine Folge der satanischen Beeinflussung.

Allmählich kam ich auf das eigentliche Thema zu sprechen: »Wenn du glaubst, daß dein Kreuz nicht stark genug ist, um die höllischen Kräfte zu vertreiben, dann mußt du es eben mit einem anderen versuchen. Hast du mich verstanden?«

»Nein, das kann ich nicht. Nein, nein nein!« stieß sie hervor. »Für mich gibt es nur das Kreuz, das du hältst. Gib es mir endlich zurück! Ich muß weitermachen.«

»Du bekommst ein Kreuz!« sagte ich zu ihr.

»Ja - her damit!«

»Moment, nicht dein eigenes. Ich werde dir meines geben. Es ist ein gutes Kreuz, ein besonderes. Ich trage es in meiner Tasche.« Ihre Antwort wartete ich erst gar nicht ab, sondern griff in die Tasche und hatte meinen Talisman im Nu hervorgeholt.

Dann ging ich einen Schritt auf Angelina zu und drückte der überraschten Person mein Kreuz in die Hände.

***

Ich wollte noch sagen: »Nimm es«, doch die Ereignisse überholten meine Vorsätze.

Angelina hielt das Kreuz fest. Sie senkte den Kopf. Unter dem Blutschleier hervor starrte sie es an, und dann hatte ich den Eindruck, als würde es zwischen ihren Fingern explodieren.

Nicht mit irgendwelchen Krächen oder dumpfen Lauten, sondern in einer grellen Aura aus Licht, die alle blendete, Suko und mich

eingeschlossen. Ich taumelte zur Seite, hielt den Kopf gesenkt und den Arm vor meine Augen.

Ich hörte die Nonnen im Hintergrund rufen. Sie bewegten sich durch den Keller und behinderten sich gegenseitig, auch ihnen saß der Schreck tief in den Gliedern.

Ich stolperte über den fünften Mann, der noch immer am Boden lag, fiel aber nicht hin, weil ich gegen das Gitter prallte und mich mit einer Hand festhalten konnte.

So blieb ich stehen und drehte mich um.

Das grelle Licht war noch vorhanden. Aber nicht überall. Es befand sich dort, wo auch Angelina gestanden hatte, und an dieser Stelle bildete es eine Säule, die mehr einem Zapfen glich.

In ihm, in diesem Licht zeichnete sich schwach der Körper der jungen Frau ab.

Ich hatte dabei den Eindruck, als würde er sich um die eigene Achse drehen, aber das konnte eine Täuschung sein. Die spitzen Schreie waren es nicht, die mir aus dem grellen Zapfen entgegendrangen, wo zwei Welten miteinander kämpften.

Wer verlor? Oder verloren beide, weil die Macht des Kreuzes für die angeschlagene Angelina zu stark war?

Dieses Risiko hatte ich einfach eingehen müssen, und ich wußte, daß dieses grelle Licht wieder verschwinden würde.

Plötzlich sackte es zusammen.

Ich sah Angelina. Sie stand noch vor mir, aber seltsamerweise auf den Zehenspitzen. Sie war nach wie vor nackt, nur sah ich kein Blut mehr in ihrem Gesicht, keine schwarzen Stellen an ihrem Körper, und ich bekam wieder Hoffnung.

Dann fingen ihre Hände an zu zittern.

Das Kreuz rutschte hervor und fiel zu Boden.

Sie selbst kippte auch. Ich wollte sie nicht aufschlagen lassen, fing sie ab und wußte schon bei der ersten Berührung, daß ich eine Tote in den Armen hielt. Vorsichtig bettete ich sie zu Boden und schloß ihre Augen.

Sie alle hatten es gesehen. Keiner blieb mehr auf seinem Platz. Zuerst standen die Oberin und Suko neben mir, dann betraten die Nonnen der Reihe nach den Ort zwischen den Gittern.

Ich hörte Stimmen. Flüsternd wurde gesprochen, aber die Stimme der Oberin war deutlich hervorzuhören. »Es war sicherlich besser so, daß der Herr sie zu sich genommen hat. Sie hätte mit diesen beiden Seelen, möchte ich sagen, nicht leben können.«

»Ja, Schwester«, sagte ich, »Sie haben recht. Es ist wirklich besser so gewesen…«

***

Blieben die fünf geschwächten Satanisten. Wir konnten nicht an sie heran, wir konnten ihnen nichts beweisen. Sie hätten sogar noch die Schwestern wegen einer Entführung anklagen können, aber darauf wollten sie verzichten.

Nachdem wir ihre Namen notiert hatten, wurden sie aus dem Kloster gejagt. Verletzungen hatten sie durch das Weihwasser nicht davongetragen, nur einige Stellen, die schmerzten. Die fünf Männer waren noch nicht so stark von der Höllenkraft durchdrungen gewesen wie Walt Snyder. Unsere Kollegen sollten den Toten abholen.

Um Angelina wollten sich die Nonnen kümmern, wie uns die Oberin erklärte.

Wir waren mit in ihr Büro gegangen, und sie hatte uns einen Whisky angeboten, den wir auch annahmen.

»Was wird mit Marion Bates geschehen?« fragte sie irgendwann einmal.

»Sie wird wohl in ein Heim kommen.«

Die Oberin nickte. »Ja, das denke ich auch, denn hier ist wohl nicht der richtige Platz für sie.«

Wir schwiegen. Was sollten wir auch sagen? Denn mit ihrer Aussage hatte die Oberin völlig recht gehabt. Wir konnten wieder einen Fall zu den Akten legen, aber den schalen Geschmack in meinem Mund schwemmte auch der Whisky nicht weg…

ENDE